

UVIC - McPHERSON



3 2775 00426708 3

Yusuf Yeşilöz · Steppenrutenpflanze

Steppenrutenpflanze

Eine kindliche Kindheit

Entscheidungen

Yusuf Yeşilöz

Steppenrutenpflanze

Eine kurdische Kindheit



Rotpunktverlag

Y12687
E8587

Der Verlag dankt
der Schweizerischen Flüchtlingshilfe (SFH) ☆
dem Schweizerischen Schriftstellerinnen- und Schriftsteller-Verband (SSV)
der Stadt Winterthur
für die großzügige finanzielle Unterstützung.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Yeşilöz, Yusuf:

Steppenrutenpflanze : Eine kurdische Kindheit /

Yusuf Yeşilöz. – Zürich : Rotpunktverl., 2000

ISBN 3-85869-192-5

© 2000 Rotpunktverlag, Zürich

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck in jeder Form, Speichern auf Datenträger sowie die
Wiedergabe durch Fernsehen, Rundfunk, Film, Bild- und Tonträger
oder Benützung für Vorträge, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung des Verlags.

Umschlagabbildung: Hans Stürm

Autorenportrait: Olivia Heussler

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

ISBN 3-85869-192-5

2. Auflage 2001

Für Evin

Wie meine Mutter im Einmaleben weise und
weil, so sage sie heute der neuen Mütter. Am besten
und besten Gedacht dem fichererwerden mit dem Namen.

Ich bin nicht ohne Augen und gegen Mütter die
Armen Kind - nicht eine kann mich die weisse von Welt
die kann mit dem Frager in der Hand, weil ich die armen
den Kinder, so gut wie gut ist. Auch einige Jahre
ganz wie es eine Mütter, weil ich nicht ein weisse
begehrt, weil ich nicht ein weisse, weil ich nicht ein
den mit der weisse, weil ich nicht ein weisse, weil ich nicht ein
Mütter, weil ich nicht ein weisse, weil ich nicht ein
und ganz Eviner ist in der Hand, weil ich nicht ein
Die Kinder, weil ich nicht ein weisse, weil ich nicht ein
wie gut die Mütter, weil ich nicht ein weisse, weil ich nicht ein
an der Hand, weil ich nicht ein weisse, weil ich nicht ein
weil ich nicht ein weisse, weil ich nicht ein weisse, weil ich nicht ein
weil ich nicht ein weisse, weil ich nicht ein weisse, weil ich nicht ein

War meine Mutter aus irgendeinem Grunde zornig auf mich, so sagte sie jeweils mit ernster Miene, dass sie schon seit meiner Geburt ihre Schwierigkeiten mit mir habe.

Ich war nach einem Jungen und einem Mädchen ihr drittes Kind – nach mir kamen noch drei weitere zur Welt. Sie hatte von allen Frauen in der Nachbarschaft die wenigsten Kinder, worauf sie später stolz war, denn einige Jahre später war es von Vorteil, nicht zu viele Kinder zu haben; beispielsweise gehörte es dann zum guten Ton, den Kindern statt der selber genähten Kleider die modischeren beim Händler zu kaufen, welche um ein Vielfaches teurer waren und ganze Familien fast in den finanziellen Ruin trieben. Die beiden ersten Geburten waren normal verlaufen. Mit mir ging die Mutter den Winter über schwanger, weswegen sie ihre Schafe nicht auf die Weide begleiten konnte und sie stattdessen im Stall versorgte. Weil es ihr deshalb an Bewegung mangelte, sei mein Kopf in ihrem Bauch so gewach-

sen, dass er bei der Geburt nicht herauskommen wollte, erzählte sie später. Zuerst hätten die älteren Frauen aus dem Dorf versucht, die Geburt, wie immer, ohne Hilfe durchzuführen. Eine habe gebetet, eine andere habe den Kopf meiner Mutter auf ihren Schoß gelegt, ihren Oberkörper hochgezogen und ihren Bauch mit den Händen nach unten gedrückt, was aber nicht geholfen habe. So hätten sie meine Mutter rund um unser Zweizimmerhaus laufen lassen und danach wieder auf ihrem Bauch herumgedrückt. Die Geburt sei aber trotzdem nicht vorangegangen. Mutter habe schließlich gesagt, dass es nun höchste Zeit sei. Die Frauen schlugen vor, die berühmte Hebamme Meram aus dem Nachbardorf kommen zu lassen. Sie trugen einem Nachbarjungen auf, mit Hamols Pferdewagen in Begleitung von zwei alten Frauen Meram abzuholen. Meine Mutter lag inzwischen wieder in ihrem Bett und schrie. Unserer Nachbarin Sultan, die später die Schwiegermutter meiner Schwester wurde, schwor sie, mit meinem Vater nie mehr die Art Umgang zu pflegen, der Entsprechendes zur Folge habe.

Der Nachbarjunge und die zwei Alten trafen Meram nicht zu Hause an, sie fanden sie in einem anderen Dorf, wo die Frau, welcher Meram gerade behilflich war, ihre erste Geburt glücklicherweise gerade überstanden hatte. Nachdem sie bei uns angekommen waren, erkannte Meram

mit einem Blick den Ernst der Lage und sagte nervös, meine Mutter müsse ins Spital. Bei dem darauf folgenden Geschrei sei sogar mein Vater, der in das Haus seiner Schwester quartiert worden war, herbeigelaufen und habe sich erkundigt, was los sei. Nun wagte es aber niemand, meine Mutter in ihrem Zustand mit dem Pferdewagen ins Spital zu fahren, denn der Weg dorthin dauerte drei bis vier Stunden. Die alten Frauen brachten meinen Vater wieder zum Haus seiner Schwester und gaben ihm zu verstehen, dass dies eine Frauenangelegenheit sei. – Es werde schon gutgehen, er brauche sich keine Sorgen zu machen. Darauf habe Vater sich ins Bett gelegt und seine Schwester Tabak holen geschickt, welcher im Zimmer meiner Mutter versteckt war.

Mutter wird Vater später schwere Vorwürfe gemacht haben, weil er angesichts ihres nahen Todes nur ans Rauchen dachte.

Die Hebamme drehte sich vom Tabak meines Vaters ebenfalls eine Zigarette und überlegte, was wohl zu tun sei. Zunächst legte sie dann selber Hand an, aber ohne Erfolg.

Einige Frauen waren inzwischen zu Zeve Meste gegangen, welche weitherum für ihr Gähnen berühmt war. Sie betrieb damit eine Art Wahrsagerei. Es kam vor, dass sogar Leute aus entfernteren Provinzen kamen, um sich durch

Zeves Gähnen bestätigen zu lassen, dass ein erhofftes Ereignis eintrete. Wollte man sich von Zeve weissagen lassen, so hatte man das Gewünschte laut auszusprechen, nämlich in diesem Fall: »Das Kind wird ein Sohn. Safe wird ihn ohne gefährliche Komplikationen gebären.« Gähnte Zeve daraufhin, so hieß das, dass es klappe. Gähnte sie nicht, so war man enttäuscht und beunruhigt. Zur allgemeinen Erleichterung gähnte Zeve diesmal; die freudige Botschaft wurde sofort meinem Vater überbracht.

(Ich kann mich erinnern, dass einmal sogar drei Kandidaten für das Amt des Gemeindepräsidenten in Halikanli mit ihren funkelnagelneuen Autos nacheinander bei Zeve vorfuhren. Zeve kassierte von allen drei das Geld und gähnte für sie alle. Seither schenkte mein Vater Zeves Gähnen keinen Glauben mehr, zumal der Kandidat, den er gewählt hatte, die Wahlen verlor.

Zeve verschenkte immer großzügig vom Lokum, den sie von ihrer Kundschaft bekam, an uns Kinder, weshalb wir uns immer vor ihrem Haus versammelten, wenn die Leute abgezogen waren.)

Die Hebamme ließ schließlich den Jungen mit dem Pferdewagen rufen, hob meine Mutter mit Hilfe der Frauen auf den Wagen und ließ diesen mit der größtmöglichen Ge-

schwindigkeit über die Steppenruten rund um unser Lehmhaus mit dem flachen Dach fahren. Den Jungen hatte sie angewiesen, nicht eher anzuhalten, als bis sie ihr letztes Gebet des Tages, welches dreizehn Teile umfasste, verrichtet habe. Nach dem Gebet trat sie aus dem Haus und rief den Wagen herbei. Sie versuchte abermals, den Kopf des Kindes – meinen Kopf – zu fassen; diesmal mit Erfolg. Mein Vater wurde benachrichtigt und er schenkte Meram, die Zigaretten rauchte wie ein Kamin, vor Freude zwanzig Packungen Tabak.

Einige Leute waren der Ansicht, meine Mutter sei selber schuld, dass meine Geburt so kompliziert verlaufen war, weil sie ihren Koran – mitsamt den goldenen Ohrringen, die sie zur Hochzeit geschenkt bekommen hatte – nach der Geburt meiner Schwester bei einem Händler gegen ein Backblech eingetauscht hatte. Sie war schon damals sehr dafür getadelt worden und bekam diesen Vorwurf auch in späteren Jahren stets zu hören, wenn sich ein Unglück in unserem Haushalt abspielte.

Wie gesagt, ich war das dritte Kind der Mutter, die noch vierhundert andere Kinder hatte, ihre Schafe nämlich. Mutter nahm sich mehr Zeit für die Schafe und Lämmer, welche ihr manchmal quer durchs Dorf nachliefen, als für

uns Kinder. Meine Großmutter erklärte meiner Tante Rahme, die im Bezirk Halikanli lebte und uns oft besuchen kam, immer wieder in missbilligendem Ton, die Mutter wärme bloß einmal am Tag gesiebte Erde für meine Stoffwindeln und lasse sich nur dann dazu bewegen, mich zu stillen, wenn ich lautestes Gebrüll anschlage. Ansonsten kümmere sie sich nur um ihre Schafe. Für die zwei älteren Kinder habe ihre, Großmutter, Kraft ja noch gereicht, doch jetzt habe das Alter sie erschöpft. Die Tante nickte wohl, wandte aber ein, dass ohne meine Mutter Safe der Haushalt zusammenbrechen würde, weil mein Vater, ihr Bruder Osso, sich nur um seine Arbeit beim Staat kümmere und sich in der Freizeit mit den Männern des Dorfes treffe, große Reden führe und eine Tabakbüchse nach der anderen leere.

Darauf erwiderte die Großmutter jeweils: »Ja, ja, du lässt kein schlechtes Wort auf Safe kommen, das weiß ich. Aber ich sage dir eins, wenn dieser Junge, der jetzt so schön wie ein Lamm aussieht, krank wird oder nicht sprechen lernt, wirst auch du anders reden!«

Meine Mutter habe mich nach dem Stillen stets auf den Teppich gelegt, mir einen Kuss auf die Stirn gedrückt und gesagt: »Aus dir wird ein Mann wie mein Onkel Usive Reş

werden.« Dann habe sie mich mit einem eben geleerten, aber noch nicht gewaschenen Mehlsack zugedeckt und sei wieder zu ihren Schafen und Lämmern gegangen.

Usive Reş – Yusuf, der Schwarze – war ein würdevoller, hoch gewachsener Mann, der als Jäger berühmt war und sogar Jägerkollegen aus Ankara hatte, die Offiziere oder Ingenieure waren, auch ein Parlamentarier war darunter. Im Dorf allerdings war Usive Reş nicht besonders beliebt; man warf ihm vor, dass er seinen Acker nicht selber bestelle und keine Schafherde besitze. Er baue für seine Kinder keine Zukunft. Das aber ist eine andere Geschichte.

Ich denke, sie hat mich auch des Öfteren mit einer richtigen Decke zugedeckt, aber in späteren Erzählungen wurde mir ausschließlich von solchen Mehlsäcken berichtet. Noch in meinen Jugendjahren war die Sache mit der Mutter und den Mehlsäcken Gegenstand von Scherzen. Der gleichaltrige Nachbarjunge Huso war der erste Sohn nach drei Töchtern, und er wurde in seiner Familie wie ein Prinz behandelt. Als wir später zusammen zur Schule gingen, war ich erfolgreicher und fleißiger als er. Am Ende eines jeden Semesters war mein Zeugnis besser als seines. Und jedes Mal musste sich Huso von seiner Mutter anhören: »Safe hat ihren Sohn in einen ungewaschenen Mehlsack gewickelt und ich dich in Baumwolldecken, aber ihr Sohn ist trotzdem

fleißiger als du. Schäm dich!« Er ging sieben Jahre lang zur Schule und hat nur die ersten drei Klassen der Primarschule bestanden. Die weiteren Jahre konnte er bloß dank dem Käse und der Butter aus Schafmilch, die seine Eltern dem Lehrer gaben, in der Schule bleiben. Schließlich erhielt er sogar ein Diplom, auf das seine Mutter so stolz war, dass sie es immer bei sich trug.



Ich kann mich an die Zeit vor meinem Schuleintritt nur schlecht erinnern. Sie kommt mir vor wie ein Traum, den ich vor langem geträumt habe und an den ich mich nicht mehr klar erinnern kann. Nur einen ereignisreichen Tag sehe ich noch deutlich vor mir. Es ging um einen Cousin meines Vaters, Haciosman, der weitherum bekannt war, weil er einen Lastwagen besaß und auch weil er sich in all den Streitereien um seine zweite Frau schließlich durchgesetzt hatte, in Streitereien mit der Familie seiner ersten Frau, mit der Familie seiner zweiten Frau und mit derjenigen des ersten Mannes seiner zweiten Frau, der wegen Mordes im Gefängnis saß. Eben dieser Haciosman war mit seiner zweiten Frau zu uns zu Besuch gekommen. Wie gesagt, er besaß einen Lastwagen, was ihn damals ein Vermö-

gen gekostet hatte. Er brachte allen Kindern der Nachbarschaft Süßigkeiten aus allen Teilen des Landes mit. Haciosman und seine groß gewachsene, hellhäutige Frau wollten, dass wir, die Kinder, ihre Hände küssten.

Mein Vater hat mir später erzählt, dass Haciosman deshalb Süßigkeiten für uns mitbrachte und uns die Hände seiner zweiten Frau küssen ließ, weil er für sie Anerkennung suchte. Seine Verwandtschaft habe Haciosmans erste Frau, die neun Kinder geboren hatte, sehr geachtet und ihn wegen seiner zweiten Heirat heftig getadelt. Einige hätten sogar bis zum nächsten Ramadanfest nicht mehr mit ihm gesprochen.

An jenem ereignisreichen Tag war ich sechs Jahre alt. Ich weiß das deshalb noch, weil meine Mutter damals, als Haciosman und seine Frau kamen, mit meiner jüngeren Schwester hochschwanger war, was mir überaus missfiel.

Nach der Geburt dieser Schwester habe ich übrigens lange geweint. Vielleicht, weil meine Mutter vor Schmerzen geschrien hat, vielleicht aber auch, weil sich so viele Frauen um sie drängten, dass ich gar nicht mehr zu ihr hingehen konnte.

Nun, ich küsste die Hände der zweiten Frau des Haciosman nicht, meine Cousins hingegen taten es sogar zweimal. Alle

wollten, dass ich die Hände der Frau küssen gehe. Doch ich hielt mich hinter den Beinen meiner Mutter versteckt. Haciosman rauchte seine Zigarette und fragte mich lächelnd, weshalb ich die Hände seiner Frau nicht küsse. Nicht aus Abneigung gegen sie weigerte ich mich, sondern aus Scham. Wie ich sah, dass Haciosman aufstand und auf mich zukam, rannte ich, so schnell ich konnte, zur Tür hinaus, rannte auf die Weide, wo meine Großmutter auf die Lämmer aufpasste. Sie legte ihre Handarbeit, einen Wandbehang aus Steppenrutenfrüchten, zur Seite und nahm mich auf ihren Schoß, küsste mich und freute sich, dass ich zu ihr gekommen war. Ich sagte ihr natürlich nicht, dass ich vor dem Händeküssen weggerannt war. Wir kehrten später zusammen nach Hause zurück, sperrten die Lämmer in den Stall, tränkten sie und bewegten uns dann Richtung Haus. Obwohl ich wusste, dass Haciosman und seine Frau noch da waren, tat ich, als ob nichts wäre, und ging an der Hand von Großmutter Aise bis vor die Haustür. Wie es mir gelungen ist, weiß ich nicht mehr, ich ließ die Hand der Großmutter los und rannte blitzschnell davon, zum Haus meiner Tante Fate, die vor dem Haus Wolle spann. Sie empfing mich liebevoll und umarmte mich, während sie mir erklärte: »Ez kurban, deine Eltern haben für Haciosman ein Lamm geschlachtet und er wird nach dem Essen nach Hau-

se gehen, zusammen mit seiner Frau, die Beine hat wie ein Storch! Komm zu mir!«

Ich blieb bei der Tante, die damals sieben Kinder hatte, aß bei ihr gebratene Peperoni und Joghurt. Alle ihre Kinder waren bei meinen Eltern und Haciosman. Die Tante und ich aßen allein. Sie erzählte mir dann die Geschichte von der Laus, die König von Mesopotamien werden wollte, wo unsere Ahnen herkommen. Dabei ließ sie vieles aus und verwechselte manches, Großmutter kannte diese Geschichte viel besser. Tante Fate behauptete aber immer, sie sei diejenige, die sie richtig erzähle. Ich muss dann eingeschlafen sein. Meine Mutter habe mich später abgeholt und lachend gesagt, ich sei wie der wilde Junge im Märchen, der allein im Wald lebt und vor den Menschen flüchtet. So hat es mir die Tante jedenfalls viele Jahre danach erzählt. Als ich mit meiner Mutter darüber sprach, sagte sie nur: »Ich weiß es wirklich nicht mehr genau. Du hast als Kind in einer anderen Welt gelebt, aber deine Tante Fate hat schon immer alles ausgeschmückt und Dinge hinzugedichtet.«



Mein Vater war als einziger Mann des Dorfes beim Staat angestellt und arbeitete auf dem Salzsee. Dort wurde Salz

abgebaut, verarbeitet und weitherum verkauft. Als wir ihn später fragten, weshalb er im Gegensatz zu all den anderen als Tagelöhner beim Staat arbeitete, obwohl er nicht ärmer war als sie, ja sogar mehr Schafe besaß, antwortete er, dass er in seiner frühen Jugend Kamelführer gewesen war und als Transporteur von Salz weit im Land herumgekommen sei, weshalb er eine enge Beziehung zu diesem See habe. Er habe aus entfernten Regionen Feigen, weiße Bohnen, Kartoffeln, Sultaninen und anderes mehr in sein Dorf gebracht.

Immer wenn wir von ihm eine Geschichte verlangten, wusste er uns etwas von diesen Reisen mit den Kamelen zu erzählen. Wir hörten gerne zu. Als Kind mochte ich besonders die Geschichte von der frisch verheirateten Frau, die meinem Vater Çeqilmast brachte. Vater hatte am Rande eines Dorfes Halt gemacht und wollte sich während der Mittagshitze im Schatten seines Esels ausruhen. Da kam ein Mann mit seinen Lämmern vorbei und rief ihm zu: »Junge, hier ist es sehr heiß, komm zu mir in den Schatten meines Hauses, meine Frau wird uns einen kühlen Çeqilmast machen!« Vater ist mit ihm mitgegangen und der Mann rief mit stolzer Stimme nach seiner Frau. Die Frau sei bald darauf erschienen und habe Çeqilmast, Fladenbrot, Butter und noch vieles mehr gebracht. Als sie sich über den Bodentisch beugte, um meinem Vater die Tasse mit Çeqil-

mast zu reichen, habe sie laut gefurzt. Wie der stolze Gatte das aufnahm, weiß man nicht genau – jedenfalls wurde bis zum Abschied kein Wort mehr gesprochen.

Mein Vater war unter der Woche immer weg, während die anderen Männer im Schatten saßen und miteinander plauderten und scherzten. Unsere Schafherde war einem Hirten anvertraut. Näherte sich der Ferienmonat meines Vaters, ergriff der Hirte seine Chance. Pünktlich zu Ferienbeginn wurde seine Frau oder eines seiner Kinder krank. Einmal, als mein Vater ihm die gewünschten zwei Wochen Urlaub nicht gewähren wollte, sagte er, seine Frau werde ihn verlassen, wenn er nicht nach Hause komme. Das wollte meine Großmutter nicht verantworten, und mein Vater konnte sie nicht davon überzeugen, dass es sich um einen plumpen Schwindel handelte. So wurde der Hirte nach Hause geschickt und Vater hütete die Schafe selber.



Eines Abends kam der Dorfvorsteher zu uns. Nachdem er seinen Tee geschlürft hatte, sagte er meinem Vater, dass er mich beim Einwohneramt eintragen lassen solle, damit ich eine Identitätskarte bekäme und in die Schule eintreten

könne. Er, der Dorfvorsteher, könne das nicht selber erledigen, weil er nicht gut türkisch spreche.

Vater nahm einen Tag frei und begab sich zum Einwohneramt des Landkreises. Der Beamte habe sich zuerst nach meinem Vornamen erkundigt und nachgesehen, ob dieser den türkischen Sitten entspreche und im Namenregister stehe. Vater erzählte dem Beamten stolz, dass er seinem Sohn einen Prophetennamen gegeben hat. Der Beamte wollte mein Geburtsdatum auf den ersten Januar festsetzen. Mein Vater jedoch wusste noch, an welchem Tag ich geboren war, was den Beamten sehr verwunderte, und wollte mich nicht auf den ersten Januar eintragen lassen, sondern auf das richtige Datum. Dieser türkische Beamte hatte bis anhin Geburtstage von kurdischen Kindern grundsätzlich auf den ersten Januar datiert und bemerkte, mein Vater sei der Erste, der sich dagegen wehre. Kurdische Eltern könnten schon zufrieden sein, keine Strafe wegen der verspäteten Eintragung ihrer Kinder zahlen zu müssen. Nach einer weiteren abfälligen Bemerkung händigte der Beamte meinem Vater die türkische Identitätskarte für mich aus. Ich war damals sieben Jahre alt.

Ein paar Wochen später als meine Klassenkameraden kam ich in die Schule. Großmutter lud einen kleinen Sack mit Schafmist auf ihre Schulter, und wir gingen zwischen

den Häusern hindurch zum Schulgebäude. Wir begaben uns zuerst ins Büro des Schuldirektors. Ein Mann mit Krawatte empfing uns, zeigte mit dem Finger auf mich und sagte etwas, was wir beide nicht verstanden. Großmutter begrüßte ihn höflich, aber offenbar verstand dieser Mann sie seinerseits genauso wenig. Der Direktor auf Türkisch, die Großmutter auf Kurdisch sprachen eine Weile aufeinander ein, ohne dass sie einander verstanden hätten. Der Direktor ging dann kurz weg und kam mit einem etwas älteren Schüler in schwarzem Schulgewand wieder, und dieser übersetzte. Erneut zeigte der Direktor mit dem Finger auf mich, und der ältere Schüler übersetzte: »Wie heißt du?« Großmutter lachte und murmelte: »Soll die Unwissenheit blind werden!« Der Direktor schrieb einiges auf, was er über den Schüler von der Großmutter erfragte. Dann schickte er uns in die Klasse und sagte zu Großmutter, dass sie den Mist, den wir als Heizmaterial mitgebracht hatten, dem Hademe, dem Hausmeister, übergeben solle. Wir sahen zu unserem Erstaunen, dass der Hademe ein Mann aus unserer Nachbarschaft war. Dann ging ich, mich an Großmutter Pluderhose klammernd, in die Klasse. Die Lehrerin sagte etwas und zeigte auf Plätze ganz hinten. Ihre Fingernägel waren sehr lang und rot lackiert. Ich war ganz verängstigt, obwohl Großmutter noch bei mir war – als einzige Erwachsene unter lauter Schülern.

Meine ältere Schwester durfte nicht zur Schule gehen, weil der Schuldirektor keine Mädchen zuließ. Wie ich später erfahren habe, behauptete er immer, dass die Jungen die Mädchen kneifen würden, wenn sie die gleiche Klasse besuchten, und dies sei eine unerträgliche Schande. Meine ältere Schwester hat diesem Direktor bis heute nicht verziehen, obwohl es über ein Vierteljahrhundert her ist und sie ihn nie persönlich kennen gelernt hat.

Weil meine Mutter zu den Schafen auf die Zozan-Ebene gehen musste, konnte ich diese Schule im Bezirk Halikanli, in dem alle Einwohner Kurden und alle Beamten Türken waren, nur ein Semester lang besuchen. Als erstes hätte ich Türkisch lernen sollen. Doch außerhalb des Schulzimmers sprachen wir nur Kurdisch, obwohl die Beamten und Lehrer unter uns »Agenten« hatten, die ihnen melden sollten, welche Schüler Kurdisch sprächen. Viele wurden von den Lehrern geschlagen, nachdem sie von solchen »Agenten«, die selber kurdische Schüler waren, verraten worden waren. Uns wurde die Mutterzunge verboten, wie man im Kurdischen sagt.

Am Ende des Semesters bekamen wir alle ein Zeugnis und eine Kordel, die entweder rot oder gelb war. Die Lehrerin befestigte die Kordeln eigenhändig mit Sicherheitsnadeln an den Ärmeln der Schüler. Erst auf dem Heimweg

dämmerte mir, dass meine gelbe Kordel »nicht bestanden« hieß. Mein Bruder, der damals in die fünfte Klasse ging, hatte eine rote bekommen, worauf meine Mutter überaus stolz war. Die Mutter holte Salz bei den Nachbarn und streute es über den Bruder, um ihn vor dem bösen Blick zu schützen, was sie nach seinem Erfolg für angebracht hielt. Auf mich war sie etwas weniger stolz und wollte mich für eine Nacht in das heilige Haus unserer Nachbarin Zevke Zeve schlafen schicken, damit ich im nächsten Semester besser sei. Meine Großmutter wehrte sich aber dagegen, weil sie an dem Haus von Zevke nichts Heiliges erkennen konnte. Sie meinte, dass Zevke, deren Mann schon früh gestorben war, sich auf diese Weise einfach etwas Brot verdiene.

Zevke hatte einst verbreitet, dass sie etwas Merkwürdiges, das einer Kugel ähnelte, in ihrem Zimmer entdeckt habe, und in der nächsten Nacht sei ihr im Traum gesagt worden, dass ihr Haus durch diese Zauberkugel zu einem Ocak, einem heiligen Haus, geworden sei. Eine Verwandte von Zevke behauptete, in der gleichen Nacht den gleichen Traum gehabt zu haben. Dies wurde in der Gegend schnell bekannt, und es kamen Leute von weit her mit allen möglichen Problemen. Zum Beispiel Frauen, die keine Kinder bekamen, oder junge Männer, die wahnsinnig geworden

waren. Manchmal war Zevkes Haus so mit Gästen überfüllt, dass sie unsere zwei Zimmer auch noch benötigte. Damit der Zauber dennoch wirken sollte, gab sie ihren Gästen Decken aus ihrem Haus mit. Als Entgelt bekamen wir von Zevke viele Süßigkeiten, welche sie ihrerseits von den Besuchern erhalten hatte. – Die Zauberkugel hatte übrigens nie jemand sehen können, auch nicht, als man Zevkes Haus nach ihrem Tod eingehend darauf untersuchte.

Ein paar Tage nach dem Ende meines ersten Schulsemesters zogen wir also auf die Hochebene um, wo ein Hirte auf die trächtigen Schafe aufpasste. Von dort aus ging ich in die Schule von Kolitan.

In dieser Schule wurden regelmäßig Lauskontrollen durchgeführt, wobei alle Kinder sich bis auf die Unterhosen ausziehen mussten. Die so entdeckten Läuse steckten die Lehrer jeweils in eine kleine Flasche und gaben diese dem von den Parasiten befallenen Kind mit. Für die Mütter war dies eine große Schande, und so manche Mutter ist noch am selben Tag in die Schule gerannt und hat den Lehrern alle erdenklichen Schimpfwörter an den Kopf geworfen und erklärt, ihr Kind könne keine Läuse haben, weil sie ihm gerade eben den Kopf mit Gile und Brunnenwasser gewaschen habe. Einmal entdeckte ein Lehrer bei einem Schü-

ler, der neben mir stand, viele Läuse und steckte dem Jungen eine davon in den Mund. Der Junge weinte, und andere Kinder, die keine Läuse hatten, verhöhnten ihn. Ich habe diesen Jungen nie mehr in der Klasse gesehen. Ob er später wieder kam, weiß ich nicht, weil ich nach zwei Monaten die Schule wechselte. Da unser Dorf nicht zur Gemeinde Kolitan gehörte, erlaubte der Dorfvorsteher uns nicht mehr, in diese Schule zu gehen. Wir mussten uns dann in der Schule von Tuzla, bei der staatlichen Salzverarbeitungsanlage, wo nur türkische Beamte lebten, anmelden. Zuerst wurden wir gar nicht aufgenommen, weil die Beamten in den Schulklassen keine kurdischen Kinder neben ihren eigenen dulden wollten. Einen Monat lang durften wir nicht zum Unterricht, was uns sehr betrückte. Dann bestach ein Onkel von mir den Landrat und den Mufti mit zwei Eimern Schafjoghurt, und wir wurden zugelassen. So kam es, dass ich die erste Klasse in drei verschiedenen Schulen absolvierte.

Wir, die Erstklässler, konnten gar kein Türkisch, die älteren Cousinen ein wenig. Die Lehrerin Ayse mochte uns sehr, weil ihre Familie im Sommer Milch und Joghurt von uns geschenkt bekam.

Einen Vorfall aus dieser Zeit werde ich nie vergessen: An meinem ersten Tag in der Schule von Tuzla wollte ich

auf die Toilette gehen. Es gab zwei Toilettentüren, und auf beiden stand etwas auf Türkisch, was ich natürlich nicht lesen konnte. Da ich kurz davor war, mir in die Hose zu machen, öffnete ich einfach eine der Türen und trat ein. Kaum war ich drin, hörte ich hinter mir das Geschrei der anderen Kinder. Ich verstand nicht, was sie riefen, zog aber, so schnell es ging, meine Hose wieder hoch und rannte zwischen den schreienden Kindern hindurch nach draußen. Meine Cousine klärte mich schließlich auf – ich hatte die Mädchentoilette erwischt. Sie prophezeite mir, irgend jemand werde das bestimmt der Lehrerin petzen. Das Wort »Lehrerin« fuhr mir wie ein Stich ins Herz. Ich eilte ins Klassenzimmer, packte Heft und Bleistift und rannte zurück in unser Dorf, wofür ich eine Stunde benötigte. Danach traute ich mich eine Woche lang nicht mehr in die Schule. Die Lehrerin ging dann zu meinem Vater in die Werkstatt, welche in der Nähe der Schule lag, und sagte ihm, dass ich keine Schläge zu befürchten hätte. Am nächsten Tag ging ich wieder zur Schule. In eine Mädchentoilette habe ich mich seither nicht mehr verirrt.

Wir waren fünf Klassen in einem Raum und hatten nur eine Lehrerin. Wir bekamen oft frei, weil sie kränkelte. Manchmal erteilte uns ihr Vater, der mit meinem Vater in der gleichen Werkstatt arbeitete, Unterricht, obwohl er sei-

nerseits nie eine Schule besucht hatte. Er erzählte uns von seiner Militärzeit oder er führte uns vor, wie man eine Schraube herstellt. Wir hörten ihm sehr gerne zu.

In der Mittagspause konnten wir nicht nach Hause gehen, der Weg war zu weit. Die Kinder der türkischen Beamten hingegen gingen heim. Bald fanden wir heraus, wie wir davon profitieren konnten. Die Kinder aus meinem Dorf besetzten die zwei Schaukeln, die Rutschbahn und die Wippe im Schulgarten, wenn die anderen über Mittag zu Hause waren, und gaben die Geräte nur gegen Orangen und Äpfel wieder frei.

Die Lehrerin Ayse hatte uns in einem Jahr so gut Türkisch beigebracht, dass ich im nächsten Semester die zweite Klasse besuchen konnte. Ich ging danach sehr gerne zur Schule und war bis zum Abschluss ein guter Schüler. Nach zwei Jahren verließ uns die Lehrerin. An ihre Stelle kam ein Ehepaar, der Mann war Kurde, die Frau Lasin. Drei Jahre lang unterrichtete uns dieses Ehepaar, das uns Dorfkinder besonders liebte, obwohl unsere Kleider schäbiger waren als die der Beamtenkinder.



Meine Mutter und mein Vater haben sich oft gestritten, aber auch oft gescherzt.

Die Mutter sagte gern: »Euer Vater zieht an der Zigarette wie ein Säugling an der Mutterbrust!« Tatsächlich hat mein Vater sehr viel geraucht, überall, sogar sein Bett stank nach Rauch.

Doch da musste der Vater die Mutter natürlich übertrumpfen. Wir Kinder saßen zwischen den beiden und den Nachbarn, die fast jeden Abend zu Besuch kamen. Eine Zigarette in der Hand, die silberne Tabakbüchse und das Feuerzeug vor sich, begann mein Vater:

»Meine Kinder, eure Mutter hat die Auberginen mit ihren Zähnen geputzt, als wir Besuch hatten, der von weit her gekommen war. Als die Gäste die Zahnspuren an den gekochten Auberginen gesehen haben, wurde ihnen übel und sie konnten nicht weiter essen. Diese Gäste beschwerten sich heute und zehn Jahre später immer noch, wenn sie uns treffen!«

Die Mutter grinste und richtete sich auf, roch an ihrer Burunti.

»Im Geschichtenerfinden ist euer Vater ein großer Meister. Auch seine Mutter kann Wörter, die größer sind als ein Berg, herausbringen! Wenn euer Vater so aufrichtig und so geschickt gewesen war, wieso haben ihn dann drei Ver-

lobte sitzen lassen? Eine hat sich sogar durch einen fremden Gärtner entführen lassen; welch eine Schande! Er musste dreißig werden, bis er heiraten konnte. Seine gleichaltrigen Freunde haben bald Enkelkinder!«

Sie schaute meinen Vater und uns herausfordernd an.

»Erstens denkt eure Mutter gar nicht daran, ihre mit Schafmist besudelten Füße zu waschen, und zweitens stimmt es überhaupt nicht, dass mich drei Verlobte sitzen ließen. Eine Verlobte, die eine Cousine eurer Mutter war, habe ich selber verlassen. Als ich mit meinem Cousin Haciosman an ihrem Haus vorbeigekommen bin, ist sie nicht einmal vor uns aufgestanden. Wir hatten zwar noch nie miteinander gesprochen, aber sie hätte mich kennen müssen, denn die Brautgeschenke waren schon bei ihrer Familie abgegeben worden. Ich lief nach Hause und sagte meiner Mutter, dass sie unsere Brautgabe zurückfordern soll, denn ich wolle dieses Mädchen nicht zur Frau haben! Viele Leute sind gekommen und wollten mich umstimmen, da sie doch so schön sei, aber ich sagte zu ihnen: ›Es gibt nichts Schöneres als den Schnee, aber der rinnt dahin, sobald die Sonne kräftig scheint!‹ Es blieb meiner Familie nichts anderes übrig, als die Brautgaben abzuholen. Eure Mutter hat die Sache also ganz falsch dargestellt. Zudem war sie damals noch ein Kind. Was konnte sie schon wissen! Und wer

hätte sie, wenn ich nicht gewesen wäre, geheiratet? Sie wäre im Haus ihres Vaters eine alte Jungfer geworden.«

»Die Sache mit Nure, die sich drei Tage vor ihrer Hochzeit mit eurem Vater durch den Gärtner Aslan entführen ließ, der nicht mal aus der Region stammte, ist wohl auch erfunden?«, fragte die Mutter und fügte hinzu: »Du hast in deiner Jugend drei Monate lang als Hirte bei den Türken in einem Dorf gearbeitet und sie wollten deinen Lohn nicht auszahlen. Wäre dein Cousin Usiv nicht mit dem Hirtenstock auf sie losgegangen, hättest du von den Türken keinen einzigen Groschen für drei Frühlingsmonate Arbeit bekommen!«

Da fiel dem Vater einen Moment lang keine Antwort ein. Er rauchte und lachte und brachte nur einige unverständliche Töne heraus und sagte dann: »Eure Mutter konnte nicht einmal die Schwiegertochter ihres Onkels bewachen!« Er fügte hinzu: »Einer ihrer Cousins hatte geheiratet, und eure Mutter, die damals mit mir verlobt war, fuhr auf dem Wagen der Braut als Brautjungfer mit. Sie war ja schließlich die Cousine des Bräutigams. Die Braut liebte aber einen anderen, und dieser lauerte ihr unterwegs auf, hielt den Pferdewagen mit Hilfe seiner Freunde an und entführte die Braut. Eure Mutter, der verschlafene Wagenführer und eine andere Cousine, die genauso begriffsstutzig wie

eure Mutter war, sind ohne Braut im Dorf angekommen. Der Bräutigam wurde handgreiflich gegen eure Mutter und hat sie sogar in einen Wassertrog gestoßen, so erregt war er. Gut, man konnte dem Konkurrenten die Braut wieder abjagen. Zum Glück, denn sonst wäre eure Mutter von ihrem kahlköpfigen Cousin, dem Bräutigam, wohl noch fürchterlich verprügelt worden. – Einige meiner Verwandten hatten gehört, dass meine Verlobte bei dieser Hochzeit Brautjungfer sei, und waren nur gekommen, um meine Zukünftige kennen zu lernen. Und in welchem Zustand sehen sie meine Verlobte? In nassen Pluderhosen, mit wirren Haaren. Man hätte denken können, sie komme direkt von der Drescharbeit.«

Die Großmutter mischte sich manchmal ein und sagte zu meinem Vater, dass er heute noch ledig wäre, wenn es Safe nicht gegeben hätte, weil er sich so furchtbar über Kleinigkeiten aufrege, zum Beispiel darüber, dass sich seine frühere Verlobte nicht zu seiner Begrüßung erhoben hatte.

In Anwesenheit meines Vaters ergriff Großmutter oft Partei für die Mutter. Aber sobald sie sich von ihr benachteiligt fühlte, wechselte sie die Seite und machte Bemerkungen, mit welchen sie die Mutter in ein schiefes Licht rückte, zum Beispiel sagte sie ihr: »Dein Vater war ein gottloser Mann, so gottlos, dass er es sogar schaffte, mit der Haus-

herrin aus der Ferne, als er außer Haus war, Streit anzuzetteln. Er war nur einmal im Leben in der Moschee, obwohl sie direkt neben seinem Haus lag. Als Tochter eines solchen Mannes hättest du so einfach keinen Mann gefunden, wäre mein Sohn nicht gewesen.«

Und selbst dieses eine Mal sei mein Großvater nicht freiwillig in die Moschee gegangen, hatte man mir erzählt. Sein Onkel habe ihn mit viel Überredungskunst dazu gebracht, das letzte Gebet des Tages, das aus dreizehn Teilen besteht, mit ihm in der Moschee zu verrichten. Der Großvater ahmte während des Gebets einfach meinen Onkel nach, er stand auf, wenn er aufstand, und setzte sich wieder, wenn er sich setzte. Als es ihm jedoch zu dämmern begann, dass das Gebet sehr lange dauern würde, sei er aufgestanden und zur Tür gegangen und habe seiner Frau zugerufen, die vor dem Haus damit beschäftigt war, Wolle zu spinnen: »Frau, ich bin da in etwas Verflixtes hineingezogen worden. Ich glaube, wir werden heute nicht mehr fertig damit!« Dann hielt er das Gebet bis zum Ende durch. Man habe ihn aber nie wieder in der Moschee gesehen.

Weil Mutter so spöttisch über Vaters Verlobungen sprach, interessierte mich diese Geschichte immer mehr. In der Nachbarschaft wurde ich, wenn ich etwas Ungeschicktes

getan hatte, gelegentlich damit gehänselt, dass ich der Sohn eines Vaters sei, den drei Verlobte hatten sitzen lassen.

So fragte ich einmal die Großmutter, die ihre letzten Lebensjahre im Krankenbett verbrachte, ob all dieses Gerede wahr sei. Sie sagte mir, dass die Leute gerne Unsinn erzählten, sie selber könne sich nicht mehr an alles genau erinnern, ich müsse meinen Vater fragen.

Ich nahm mir vor, Vater zu fragen, sobald er von der Arbeit nach Hause käme, koste es, was es wolle.

Ungeduldig wartete ich auf den Abend. Kurz vor Sonnenuntergang kam der Vater endlich nach Hause. Er hatte, wie immer, eine Zigarette zwischen den Lippen und sah müde aus. Ich ging ihm entgegen, und er nahm mich auf seinen Rücken und trug mich bis zur Haustür. Er fragte mich, wie es der Großmutter heute gehe. Es gehe ihr gut, und sie habe mir eine Geschichte erzählt, gab ich zur Antwort, die ich ihm ebenfalls noch erzählen werde. Vater setzte mich vor der Tür ab und ging zur Großmutter hinein. Kurz darauf kam er lachend heraus und setzte sich auf ein Kissen, das er aus dem Zimmer mitgebracht hatte. Ich kratzte mit einem Holzstück auf dem Boden herum und überlegte mir, wie ich meine Frage stellen könnte. Vater rief mich: »Mein Sohn, geh zu deiner Mutter und sag ihr, dass

dein Vater gekommen ist. Sie soll uns etwas zu essen bringen, die Großmutter hat sicher auch Hunger!«

»Ich gehe schon, aber du musst auch etwas für mich machen!«

»Willst du wieder Münzen? Um diese Zeit sind keine fahrenden Händler mehr im Dorf, ich gebe dir etwas Kleingeld, wenn einer da ist, jetzt wirst du es sicher verlieren, oder deine Mutter wird es dir wegnehmen, um neue Gläser zu kaufen!«

»Ich will gar kein Geld!«

»Was willst du denn? Geh jetzt und sag deiner Mutter, wir hätten Hunger!«

Ich ging in den Stall und rief nach Mutter, die die Lämmer fütterte. Der Vater sei zurück und sie solle kommen. Doch sie erwiderte, sie komme erst, wenn sie mit den Lämmern fertig sei. Zwei seien krank und fräßen fast nichts. Ich lief zurück zum Haus und setzte mich neben Vater auf das Kissen. Vom Zigarettenrauch brannten mir die Augen, aber ich blieb sitzen. Der Vater fragte mich, was ich denn so getrieben hätte. »Nichts!« Er fragte weiter: »Bist du heute nicht spielen gegangen?«

»Ich bin zu Onkel Eli gegangen«, log ich, »und habe ihm geholfen, Weizen auf den Traktoranhänger zu laden. Ich habe etwas Weizen auf den Boden verschüttet, worauf

Eli mir vor allen Leuten sagte: »Du bist gar nicht geschickt! Du bist halt der Sohn des Vaters, den drei Verlobte verlassen haben!« Dann bin ich weinend zu Großmutter gelaufen.«

Einen Moment lang schwieg der Vater und grinste. Dann sagte er: »Wenn mein Cousin Eli dir noch einmal so kommt, sag ihm, ohne meine Schwester wäre er bei den Zigeunern gelandet!«

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und fragte ihn, ob er mir die Geschichte seiner Verlobungen erzählen würde. Da hörten wir Mutter nach meinen Geschwistern rufen, sie sollten zum Essen kommen. Der Vater sagte noch irgendetwas, was nichts mit der Verlobungsgeschichte zu tun hatte. Nach dem Essen zündete er seine Zigarette an und scherzte mit meiner Schwester. Ich trat ans Bett der Großmutter. Sie gab mir von den Biskuits, die ihre Tochter Rahme gebracht hatte. Kummervoll berichtete ich ihr, dass Vater mir nichts erzählt habe. Sie gab mir einen Rat, wie ich ihn zum Reden bringen konnte. Ich solle nicht mehr mit ihm zusammen die Lämmer hüten gehen, bis er mir von seinen Verlobungen erzählt hatte.

Am nächsten Abend setzte ich mich vor unser Haus und wartete, bis der Hund von Hasi Kasim bellte; dieser Hund bellte meinem Vater immer nach, wenn er zur Arbeit ging oder nach Hause kam. Sowie ich den Hund hörte,

ging ich dem Vater entgegen, und er nahm mich auf seinen Rücken und fragte, wie es der Großmutter gehe. »Gut«, sagte ich. Vor dem Haus ließ mich der Vater runter, ging hinein, begrüßte die Großmutter und kam mit dem Kissen in der Hand wieder heraus. Er ließ sich darauf nieder und ich setzte mich neben ihn. Als er mich fragte, was die Mutter gekocht habe, gab ich ihm zur Antwort, dass mich das nicht kümmern und dass ich auch keine Lämmer mehr auf die Weide bringen würde.

»Wieso?«, fragte er mich belustigt.

»Ich möchte die Geschichte deiner Verlobungen hören!«

»Das ist lange her, ich weiß es nicht mehr, es ist so viel Zeit vergangen seither.

Ich bin jetzt Familienvater, ich habe andere Sorgen!«

Der Vater grinste. »Du sollst für deine Lämmer gutes Gras finden und dich auf den Unterricht vorbereiten. Ich werde dir einen schönen Schulanzug kaufen, wenn du in die Sekundarschule kommst ...«

Ich war wütend, doch Vater zündete sich ungerührt eine Zigarette an. Dann kam die Schwester und rief uns zum Essen.

»Dein Sohn hat wieder nichts erzählt!« Großmutter lächelte und machte mir in ihrem Bett Platz. Sie sagte mir,

dass ich jetzt Vaters Zigaretten verstecken und sie ihm nicht zurückgeben solle, bis er mindestens einen Teil dieser Geschichte erzählt hätte. Ich rannte zum Ser und suchte die Zigaretten. Ich fand den ganzen Karton und brachte ihn zu Großmutter. Sie riet mir, ihn im Stall zu verstecken, da gehe der Vater selten hin, weil es dort immer Arbeit gebe. Mit den Zigaretten unter dem Hemd lief ich zum Stall. Dort war jedoch meine Mutter mit den Lämmern beschäftigt, und ich ging zurück zur Großmutter. Sie steckte die Zigaretten unter ihre Bettdecke, holte sie aber nach einem kurzen Moment wieder hervor und sagte, dieser Tabakgestank sei ja nicht auszuhalten. Ich überlegte, ergriff dann die Schachtel und ein Küchenmesser und vergrub die Zigaretten neben unserem Haus.

Später am Abend kamen die Männer aus dem Dorf, um Großmutter zu besuchen. Der Vater bot den Gästen Zigaretten an. Ich wartete darauf, dass sie ihm ausgehen würden. Doch als die Packung leer war, nahm er eine neue aus seiner Jackentasche, was mich ärgerte.

Am nächsten Abend setzte ich mich wieder vor das Haus und wartete auf den Vater. Wie immer bellte der Hund des Nachbarn, und Vater erschien. Zu meinem Erstaunen hatte

er eine Zigarette zwischen den Lippen. Und ich hatte mir ausgemalt, dass er den ganzen Tag ohne Zigaretten gewesen sei und deshalb bereit wäre, alles zu tun, was ich von ihm wünschte.

Jetzt aber sagte er bloß: »Heute Morgen habe ich meine Zigaretten nicht gefunden. Wer weiß, wo deine Mutter sie mit den Decken zusammen hingeworfen hat. Ich habe mir diese Packung in der Kantine gekauft, sie ist aber bald leer. Geh und frag deine Mutter, wo meine Zigaretten sind!«

Ich rannte zum Stall und fragte die Mutter, die sich um das gebrochene Bein eines Lammes kümmerte, wo Vaters Zigaretten seien. Die Mutter erwiderte ungehalten: »Gott verdamme deinen Vater und seine Zigaretten. Ich habe anderes zu tun, als seine Zigaretten zu suchen. Sag ihm, statt wie ein Ofen Rauch in die Luft zu schicken, soll er mir lieber helfen, das Bein dieses schönen Lammes zu richten. Es wird sonst lahm bleiben!«

Ich berichtete dem Vater, dass die Mutter das Bein eines Lammes schiene. Er hatte eine neue Zigarette angezündet und die Packung lag ein paar Meter von ihm entfernt. Sie schien leer zu sein. Nachdem er einen tiefen Zug genommen hatte, sagte er: »Ich habe hart gearbeitet und bin zu müde, um mich um die Beine von Lämmern zu kümmern. Ich stehe nicht auf, selbst wenn mein verstorbener Vater aus

seinem Grab auferstehen und herkommen würde. Sie soll dir sagen, wo sie meine Zigaretten hingeworfen hat!«

Ich ging zur Mutter, sagte ihr aber nicht, was mein Vater ihr ausrichten ließ. Ich setzte mich neben sie und hielt die drei gesunden Beine des Lamms fest, damit es nicht zappeln konnte. Mutter zog das verletzte Bein lang, nahm zwei kleine flache Holzstücke, die sie mit Fell umwickelt hatte, und legte sie von zwei Seiten an die Bruchstelle. Dann fixierte sie alles mit einer Schnur. Zum Schluss nähte sie die Fellstücke zusammen, so dass die Holzschienen nicht verrutschen konnten. Wir ließen das Lamm los, und es humpelte auf drei Beinen weg. Als wir den Stall verließen, stand Vater vor der Tür, ein kleines Lamm im Arm. Kaum erblickte er die Mutter, fragte er sie: »Wo sind all meine Zigaretten?«

Mutter war nicht um eine Antwort verlegen: »Ich bin nicht der Hirte deiner Zigaretten. Mir genügt es, für all diese Schafe und Lämmer sowie für deine kranke und anspruchsvolle Mutter zu sorgen.«

Der Vater grinste und ließ das Lamm laufen, das sogleich in den Stall rannte. »Mir ist jetzt klar, warum du schlechte Laune hast. Mit meiner Mutter hast du Streit und deine Lämmer sind krank. Was willst du von einer kranken alten Frau! Wo hast du meine Zigaretten hingeworfen?«

»Ich habe mit deiner Mutter keinen Streit. Wenn ich wie sie wäre, ja, dann hätten wir jeden Tag Streit. Sie wirft mir alles an den Kopf, was ihr einfällt. Sie erzählt von einem Großonkel, der vor hundert Jahren gestorben ist, wie faul und schlimm er gewesen sei und ich sei seine Nichte!«

»Du bist auch kein Engel. Wo sind meine Zigaretten?«

»Ich habe keine Ahnung, der Teufel hole deine Zigaretten!«

»Ich habe erst gerade einen Karton von zwanzig Packungen hinter den Ser gestellt. Du hast sie wohl wieder deinem Hirten gegeben, damit er bei den Schafen nicht einschläft und der Wolf deine Schafe nicht reißt«, sagte der Vater inzwischen ernster.

Als das Essen fertig war, rief Mutter nach den anderen Geschwistern und wies meine Schwester an, das Tischtuch auf dem Boden auszubreiten. Ich ging zur Großmutter und flüsterte ihr ins Ohr, dass Vater seine Zigaretten suche. Sie sagte mir, ich solle nichts verraten, sie werde es auch nicht tun. Wir aßen. Ich weiß nicht mehr, was meine Mutter an diesem Abend gekocht hatte.

Nach dem Essen fragte Vater uns Kinder einzeln, ob wir seine Zigaretten gesehen hätten, und ob wohl ein Dieb im Haus gewesen sei, was in diesem Dorf eigentlich kaum vorstellbar war. Ich spielte den Ahnungslosen. Meine älte-

ren Geschwister suchten überall, denn Vater hatte eine Belohnung versprochen. Als sie mit leeren Händen zurückkamen und sich auf die Kissen setzten, konnte man Vaters Zorn förmlich greifen. Wie sich meine Geschwister aufmachten, um zu den Nachbarn zu gehen, rief Vater ihnen nach, sie sollten von Onkel Eli für ihn Zigaretten ausleihen. Aber meine Schwester erwiderte, dass Eli schon selber nach Zigaretten gesucht hätte, und lief durch die Tür hinaus. Ich setzte mich dann neben den Vater. »Ich kann dir Zigaretten besorgen«, sagte ich mit zitternder Stimme.

»Wo?«, er starrte mich an.

»Ich kann dir Zigaretten holen, aber dafür musst du mir diese Verlobungsgeschichte erzählen!«

Das war Öl ins Feuer gegossen. Vater packte mich am Arm und schrie mich an. Hilfe suchend blickte ich zur Großmutter. Wie erwartet schnauzte sie den Vater an: »Du musst deine Zigaretten-Wut nicht an meinem Lamm auslassen. Hol dir selber Zigaretten!«

Der Vater gab gereizt zur Antwort: »Seit Tagen ist er hinter mir her wegen dieser blödsinnigen Geschichte!«

»Dann erzähl ihm, was er hören will, er ist dein Kind. Du gehst morgens früh weg und kommst spätabends nach Hause. Du musst dich mehr um ihn kümmern. Ich bin im Krankenbett, sonst hätte ich das nicht alles dir überlassen ...«

»Ich habe ihn schon mehrfach nach den Zigaretten gefragt!«

Mein Herz klopfte. Der Vater hatte die Augen auf mich gerichtet. Er schrie: »Er soll verraten, wo er die Zigaretten versteckt hat, sonst werde ich ihn verprügeln, bis die Esel von der Tränke zurückkommen!«

»Er hat deine Zigaretten nicht. Du hast keinen Grund dazu, ihn zu schlagen!«

Vater regte sich etwas ab. Die Großmutter flüsterte mir ins Ohr, dass sie mir die Geschichte erzählen werde, ich solle die Zigaretten bringen. Ich sprang auf und holte die Schachtel und warf sie dem Vater vor die Füße. Die Schachtel platzte auf und die Packungen flogen in alle Richtungen. Vater sammelte sie ein, öffnete eine und zündete sich den ersehnten Glimmstengel an. Er lächelte, während er mir mit weicher Stimme sagte, in seiner Kantine gebe es jetzt eine neue Sorte Lokum, mit Walnüssen, er werde mir am nächsten Tag davon mitbringen.



Als Kinder liebten wir alle vier Jahreszeiten. In unserer Gegend sahen wir neun Monate lang fast täglich die Sonne. Der Sommer allerdings war bei uns Kindern besonders be-

liebt, auch deshalb, weil dann keine Schule war. Nach Sonnenaufgang gingen wir aus dem Haus, und nur der Hunger rief uns zurück. Das Fladenbrot mit Schafjoghurt oder, wenn es besonders viel Milch gab und die Mutter deshalb gute Laune hatte, mit Schafbutter, hatte einen intensiven Geschmack. Niemand brauchte uns zum Essen aufzufordern, ganz im Gegenteil.

An den Tagen, an denen die Sonne hoch über dem Horizont stand und die Natur wärmte, nahmen wir leere Olivenölbüchsen mit einer langen Schnur daran mit und gingen zum Brunnen. Wir zogen mit den Büchsen mehrere Liter Wasser aus dem Brunnen und gossen es in die Mauselöcher. Manchmal geschah dann gar nichts, aber wenn eine Maus im Loch war, kam sie ganz nass heraus und versuchte zu flüchten. Wir fingen sie ein, steckten sie in eine der Büchsen und holten erneut Wasser, um es in ein anderes Loch zu schütten. Wenn wir zwei Mäuse gefangen hatten, banden wir sie mit einer Schnur, die wir von Mutters Webstuhl gestohlen hatten, an den Schwänzen zusammen und schauten belustigt zu, wie jede Maus in eine andere Richtung zog. So konnten wir sehen, welche Maus kräftiger war und die andere mitschleppen konnte.

Einmal aber kam statt einer nassen Maus eine lange schwarze Schlange aus einem Loch heraus. Wir ließen

Büchsen und Schnur auf der Stelle fallen und rannten in Richtung der Häuser. Zu unserer Erleichterung hat uns die Schlange nicht verfolgt, aber für diesen Sommer hatten wir genug vom Mäusefangen.

Mittags, wenn es sehr heiß war, bastelten wir aus Stahldraht, den wir bei Leuten, die einen Traktor besaßen – diese hatten als Einzige im Dorf Stahldraht, den sie für Reparaturarbeiten brauchten –, holen durften oder auch nicht durften, aber trotzdem holten, Traktoren und Anhänger, mit denen wir später durch das Dorf liefen. Auf den Anhängern führten wir die nicht essbaren Früchte der Steppenrute mit, wir spielten fliegende Händler.

Näherte sich die Sonne dem Horizont, trafen wir uns auf der Wiese, um Fußball zu spielen. Unser Traum war ein richtiger Ball. Einmal konnten wir über den Bruder eines Freundes einen aus der Stadt beschaffen, aber schon nach wenigen Tagen entwich die Luft aus ihm. Wir machten uns also auf die Suche nach etwas, das sich wie ein Ball verhielt, wenn man dagegen trat. Einer von uns sammelte alte Kleider und ein anderer Fetzen von Plastiksäcken, in welchen der staatliche Dünger verpackt gewesen war. Diese Säcke waren für uns fast nicht aufzutreiben, weil sie bei den Erwachsenen zum Aufbewahren von Gerste und Weizen sehr beliebt waren. Ein Nachbarsjunge brachte eine lange

Schnur, die er vom Tevn seiner Mutter hatte mitgehen lassen. Wir rollten die Kleider zusammen, umhüllten sie mit dem Plastik und wickelten die Schnur darum, bis das Ganze wie ein Ball aussah. Dann reichten wir einander die Hände, und eine stürmische Partie begann.

Da ich nicht so schnell rennen konnte wie die anderen Burschen, stellten sie mich ins Tor. Das gefiel mir nicht immer, weil die Zuschauer diejenigen, welche die Tore schießen, einfach mehr lieben als die, die im Tor stehen.

Im Sommer kamen viele fliegende Händler zu uns ins Dorf. Wir bekamen von den Eltern für jeden Händler nur eine Ration Weizen oder Mehl, um sie gegen Pfirsiche oder Aprikosen oder Melonen einzutauschen. An manchen Tagen kamen fünf Händler oder mehr. Kinder, die einen Händler bestehlen konnten, waren für uns Helden. Wir versuchten es auch, aber es gelang uns selten genug. Apo, der schielende Sohn des Hirten meiner Eltern, hat sogar einmal einen Händler dazu gebracht, ihn anzuflehen, wenigstens die Hälfte des Diebesguts zurückzugeben; ihm, der vorher noch behauptet hatte, auch am Hinterkopf Augen zu haben. Viele von uns Kindern beneideten Apo, und er war in diesen Tagen unser unbestrittener Anführer und Ratgeber in Diebestechniken. Bis wir entdeckten, welch großer Fruchteklauer er war, hatten wir ihn nicht mit uns spielen

lassen. Seine Mutter hatte ihn schon viele Male wegen seiner Diebstähle geschlagen, aber er tat es aus Leidenschaft. In seinem Dorf konnte er viele Freunde mit diesen Früchten versorgen, wie er uns versicherte. Er war bei den Händlern gefürchtet, und es kam so weit, dass sie ihm sogar Früchte gaben, bis er satt war. Als Gegenleistung setzte er sich auf den Wagen des jeweiligen Händlers und bewachte die Ware, während dieser Mehl oder Weizen von den Dorfbewohnern entgegennahm.

Wir teilten unsere Beute gerne mit den Mädchen, die niemals stahlen. Sie brachten uns dafür Brot oder anderes aus ihren Häusern.

Während der Erntezeit, wenn die Mähdreschmaschinen Weizen oder Gerste einbrachten, durften wir mit den Hirten mitgehen. Gegen Abend wurden die Schafe jeweils auf die Felder gebracht, und wir passten auf, dass sie nicht in die Felder eindrangen, welche noch nicht abgeerntet waren. Eingewickelt in einen Hirtenpelz saßen wir später bei den Hirten, die für uns Milch gemolken und mit Joghurt vermischt hatten. Während die Schafe sich ausruhten und wir unser Gulmast aßen, erzählten uns die Hirten Geschichten. Sie beklagten es, dass Dreschmaschinen und Traktoren ins Land gekommen waren. Jetzt seien die Leute mehr am Ackerbau interessiert als an Schafen. Ein Hirte sei früher

im Dorf angesehenen gewesen als der Dorfvorsteher, jetzt sei das ganz anders; Leute, die nichts könnten und nicht einmal das Kauen der Schafe verstünden, würden als Hirten angestellt. Ein Hirte, das sei früher der Traum der jungen Frauen und der Schrecken der Wölfe gewesen.

Als unser Hirte einmal krank war, besorgten mein älterer Bruder und der gleichaltrige Sohn des Hirten die Herde. Sie nahmen uns jüngere Geschwister nicht mit, obwohl wir Tränen vergossen. Bis Mitternacht hüteten sie die Schafe, und als die Tiere sich niedergelegt hatten, machten sie ein Feuer und schliefen daneben ein, ohne ein Schaf mit einer Schnur ans Handgelenk zu binden, um bei jeder Bewegung der Herde geweckt zu werden. Die Schafe liefen irgendwann weg und Wölfe fielen über sie her. Dreißig Schafe wurden getötet und über achtzig am Hals verletzt. Als es hell wurde, sammelten die Erwachsenen mit einem Traktor die Kadaver ein. Es war ein trauriges Jahr für die Familie.



Wir liebten es, verschiedenfarbige Haustauben zu halten. Der Knabe, der die meisten Tauben besaß, war der Anführer. Wie beneideten wir ihn, wenn er seine Tauben aus dem Stall fliegen und sie am Himmel tanzen ließ.

Einmal konnte ich bei Apo zwei schöne Tauben gegen ein Schulheft eintauschen. Es war zwar keine Schulzeit, aber er brauchte das Heft, um zu üben. Die Vögel hatte er in Kolitan gestohlen. Sie konnten nicht wegfliegen, weil er ihre Flügel festgebunden hatte, damit sie sich an unseren Stall gewöhnten. Ich brachte ihnen Weizen und besorgte für sie in gewohnter Manier Sonnenblumenkerne von fliegenden Händlern. Ich war glücklich, wenn ich bei ihnen im Stall war. Als ich eines Abends vom Fußballspielen nach Hause kam, sagte mir meine Mutter beim Essen, dass eine Katze die Tauben erwischt habe. Sie wusste aber nicht, wessen Katze es gewesen war. Weil ich keinen Bissen mehr hinunterbrachte, ging ich in den Stall. Die beiden Tauben waren tot, ihre Federn lagen im Stall verstreut herum. Ich weiß heute nicht mehr, wie lange ich geweint habe. Ich sei weinend eingeschlafen, ohne noch etwas gegessen oder getrunken zu haben, erzählte meine Mutter.

Früh am nächsten Morgen suchte ich Apo auf. Ich erzählte ihm schluchzend, was mit den Vögeln geschehen war. Er schlug vor, nach Kolitan zu reiten, um zwei neue Tauben für mich aufzutreiben. Wir warteten auf die Hirten, die bald kommen sollten, um uns ihre Esel auszuleihen. Nachdem die Hirten eingetroffen waren, bestieg jeder von uns einen Esel, und wir ritten nach Kolitan. Hinter einem

Stall, aus dem Apo schon einmal Tauben geklaut hatte, hielten wir an. Er kletterte durch das Fenster hinein, und ich wartete mit zitternden Beinen auf ihn. Kurz darauf kam er überlegen lächelnd mit zwei Tauben, die er unter seinem Hemd versteckt hatte, wieder heraus. Wir ritten los. Doch schon bald hörten wir ein Geschrei hinter uns und sahen, dass uns einige Knaben auf Eseln verfolgten. Ihre Esel gallopierten viel schneller als die unseren, und sie erreichten uns noch vor dem Hügel hinter dem Dorf. Sie nahmen uns die Tauben wieder weg und der Junge, dem die Vögel gehörten, schlug mit Zornestränen in den Augen mit seinem Stock auf uns ein. Dann, nachdem uns die Knaben gezwungen hatten, den Satz: »Ich esse diese Scheiße nie mehr!«, nachzusprechen, ließen sie uns endlich ziehen. Unsere Esel waren in Richtung unseres Dorfes davongerannt, und wir mussten zu Fuß weiter. Unterwegs sagte Apo, dass er es diesen Jungen schon noch zeigen werde; er wolle noch in der gleichen Nacht für mich zwei Tauben klauen, was mich ungemein beruhigte. Mit etlichen Beulen und Schrammen kehrten wir nach Hause zurück und erzählten den Eltern, dass wir vom Esel gefallen seien. Wir verabredeten, dass wir es noch einmal versuchen würden, sobald die Erwachsenen eingeschlafen wären. Apo sollte, kurz nachdem die Gaslampe gelöscht worden sei, Steinchen an unser Fenster werfen.

Nach dem Abendessen wartete ich ungeduldig darauf, dass alle ins Bett gingen. Ich legte mich früh hin, meine Mutter und die Großmutter kamen etwas später. Mein Herz klopfte, ich hatte Angst, dass Apo kommen würde, bevor sie eingeschlafen waren. Kurz nachdem meine Mutter angefangen hatte zu schnarchen, schlug ein Stein ans Fenster, und ich schlich leise hinaus, ohne dass es jemand bemerkt hätte. Wir erreichten nach einem schnellen Fußmarsch Kolitan und pirschten uns, als ob wir Eier unter unseren Füßen hätten, an den Stall mit den Tauben heran. Apo zwängte sich wieder durch das enge Fenster und kam kurz darauf mit vier Tauben heraus. Obwohl er selbst schon viele Tauben hatte, wollte er noch ein Paar für sich. Ich war glücklich und wir liefen, die Vögel unter unseren Hemden versteckt haltend, nach Hause.

Ich pflegte diese Tauben ein ganzes Jahr lang, aber sie legten keine Eier, was mich sehr betrückte. Apo war im Herbst, zu Schulbeginn, in sein Dorf zurückgegangen, und ich sah ihn nicht mehr. Meine Tauben waren schön und gesund, sie flogen und tanzten am Himmel und ich schaute ihnen mit Freude dabei zu. Aber es hätte einfach dazu gehört, dass sie sich vermehrten... Ich gestand dann einem Nachbarjungen, der etwas älter war als ich, meinen Kummer. Er beobachtete das Verhalten der Tauben und unter-

suchte sie etwas genauer. Dann teilte er mir mit, dass es zwei Männchen waren. Meine Großmutter versprach mir, eine der Tauben bei Verwandten in Kolitan gegen eine weibliche einzutauschen.



Im Herbst waren die Drescharbeiten beendet, und die Bauern lagerten Gerste, Weizen und das Tierfutter ein. Man verkochte Weizen, um daraus Bulgur, was so viel heißt wie »der Alte« und im Dorf das wichtigste Nahrungsmittel war, herzustellen. Den verkochten und den ganz belassenen Weizen brachte man zum Mahlen. Wir Kinder gingen gerne mit zur Mühle, die sich in einem weiter entfernten Dorf befand. Schon vor der Morgendämmerung standen wir auf; noch halb im Schlaf, in eine Decke gewickelt, fuhren wir auf dem Anhänger eines Traktors mit. Man nahm uns mit, damit wir die Säcke hielten, während die Erwachsenen sie mit Mehl füllten. Der Mehlstaub drang in unsere Nasen ein, aber der Gedanke an die süße Halwa, die wir uns dafür kaufen durften, ließ uns durchhalten.

Während meiner Kindheit fielen sowohl das Ramadan- wie das Opferfest, die sich nach den Regeln der Religion jedes

Jahr um zehn Tage nach vorne verschieben, in den Herbst. Wir Kinder freuten uns immer sehr auf diese Feste, denn zum Ramadanfest bekamen wir allerlei Süßigkeiten und zum Opferfest viel gebratenes Fleisch. Jede Familie im Dorf war verpflichtet, zum Opferfest ein Schaf zu schlachten. Es gab auch Leute, die zwei oder drei Tiere schlachteten. Wir tupften uns jeweils mit dem vergossenen Blut der Schafe einen roten Punkt auf die Stirn. Dies schrieb der Brauch vor. Aus welchem Grunde wussten die Erwachsenen auch nicht.

Das Opferfest liebten wir noch mehr als das Ramadanfest. Zum einen, weil es einen Tag länger dauert, vier Tage nämlich. Außerdem wurden zum Ramadanfest nur Süßigkeiten verteilt, sonst nichts, und im Monat zuvor mussten die Erwachsenen fasten. Wir mochten den Monat Ramadan überhaupt nicht, weil die hungrigen Erwachsenen kaum ansprechbar waren. Sie durften von der Morgen- bis zur Abenddämmerung gar nichts essen und suchten fortwährend Streit, um den Tag besser hinter sich bringen zu können. Vor allem mein Vater war in diesen Wochen immerzu reizbar, weil er auch nicht rauchen durfte. In seltenen Momenten zeigte er sich zwar gut gelaunt; Großmutter pflegte dann zu sagen, dass ihr Sohn sicher heimlich geraucht habe, anders sei seine gute Stimmung nicht zu erklären. Hin und wieder ertappte ich auch meine Mutter tagsüber beim Essen.

Sie bat mich, es niemandem zu verraten, sie werde mir Mehl zum Tauschen geben, wenn ein fliegender Händler komme. Ich sagte es also niemandem. Aber als sie mir einmal zu wenig Mehl gab, erzählte ich Großmutter, dass ich meine Mutter beim Essen erwischt hätte. Großmutter erklärte, dass viele der Erwachsenen heimlich essen würden, sie habe auch ihren Sohn, meinen Vater, schon oft beim Essen oder Rauchen überrascht. Aber ich solle fremden Leuten nichts davon erzählen, weil es dem Ruf meiner Eltern schaden würde.

Ich erinnere mich noch gut an einen bestimmten Ramadanmonat: jeden Tag lud eine Familie zum Mevlütessen. Wir Kinder und die Frauen durften beim Essen nicht dabei sein. Das war nur für die Männer gedacht. Die Frauen kochten den ganzen Nachmittag über verschiedene Speisen. Da es in unserem Dorf keinen Hodscha gab, holten die Männer einen aus einem Nachbarort. Der Hodscha wurde an den besten Platz gesetzt, und er las aus dem Koran vor. Mit dem Ezan-Ruf erteilte er alsdann die Erlaubnis, dass mit dem Essen begonnen werden dürfe. Wir Knaben versammelten uns jeweils vor dem Haus, in dem das Mevlütessen gegeben wurde, und wir alle sprachen davon, dass wir Hodscha würden, wenn wir erwachsen wären.

Unser Nachbar Silo, der sonst nie betete oder fastete, war in jenem Jahr gezwungen worden zu fasten; sein Vater

hatte ihm gedroht, dass er ihm andernfalls keine Schafe und Feldanteile vererben würde. Er schäme sich seinetwegen. Für Silos Frau konnte der Ramadanmonat gar nicht schnell genug vorbeigehen, weil Silo dauernd gereizt war und sie auch schlug, was er sonst nicht tat. Wir Kinder waren einmal Zeugen geworden, wie die Frau gegen Abend aus dem Haus rannte und Silo, eine Pfanne schwingend, sie schimpfend verfolgte.

Wir verabredeten, Silo einen Streich zu spielen. Als die Sonne unterging, begann einer von uns laut Ezan zu rufen: »Allahü ekber, allahü ekber...« Wir stellten uns vor Silos Fenster und lauschten, was gesprochen wurde. Silo hatte sich schon über das Essen hergemacht, doch seine Frau gab zu bedenken, dass die Stimme des Hodscha anders klinge. Er aber ließ sich nicht beirren und erklärte, man habe vermutlich einen neuen, jungen Imam ins Dorf geholt, sie solle auch essen. Als nach einer Weile der wirkliche Imam Ezan rief, ging alles nach Hause, und wir setzten uns zusammen mit unseren Eltern zu Tisch. Am nächsten Tag verbreiteten wir überall, dass wir Silo reingelegt hätten, so dass er eine halbe Stunde zu früh zu essen begonnen habe. Die Männer sagten bloß, sie glaubten es ohnehin nicht, dass Silo faste. Er tue nur aus Angst vor seinem alten Vater so als ob.

Zum Schönsten im Herbst gehörte die Zeit von Beranberdan, wenn die Schafböcke zu den Schafen gelassen wurden. Zuvor waren die Widder von der Herde getrennt und mit der besten Gerste gefüttert worden, damit sie mehr Kraft bekämen. Vierzig Tage lang wurden die Schafböcke auf diese Weise gemästet. Wir liebten es, mit den Böcken auf die Weide zu gehen. Wir Knaben versammelten uns dort und ließen die Widder gegeneinander kämpfen; zwei Schafböcke holten rückwärts tretend Anlauf, ohne einander dabei aus den Augen zu lassen. Dann preschten sie aufeinander los und prallten Stirn an Stirn zusammen. Wir ließen diese Tiere so lange kämpfen, bis eines gewonnen hatte und das andere davonrannte oder bis die Erwachsenen herbeieilten, um dem Treiben ein Ende zu setzen.

Einen Tag vor Beranberdan ging ein Hirte in Frauenkleidern von Haus zu Haus; in seiner Verkleidung sollte er unerkannt bleiben. Wir liefen mit ihm mit und trugen seinen Eimer, in dem er Butter, Käse oder Bulgur sammelte. Am Schluss ließ er uns alle hinter dem Dorf eine Runde auf seinem Esel reiten und verschwand dann irgendwohin.

Am Tag von Beranberdan wurden die Schafböcke mit verschiedenen Farben bemalt. Die Hirten liefen stolz und aufgeregt herum. Wir folgten ihnen und schlossen Wetten ab, wessen Bock die meisten Schafe um sich scharen würde.

Einmal war unser Schafbock, den wir Gureş, das Schwarzzohr, nannten, der Gewinner. Ich bekam dafür von meinen Freunden, mit denen ich gewettet hatte, Farben und Tokaz, bunte Bänder für die Schafe. In vielen Häusern wurde an diesem Tag ein Lamm oder ein Zicklein geschlachtet und der Hirte wurde ausgesucht höflich behandelt. Es gab Hirten, die auch einen Teil ihrer Schafe anmalten, zwar nicht bunt, sondern nur mit roter Farbe und mit dem Ruß vom Tendurblech.

Als am späteren Nachmittag die Widder mit den Schafen zusammengebracht wurden, liefen wir Kinder bis zum Fluss Insuyu mit der Herde mit und schauten zu, wie sich die Tiere paarten. Den Schafen der Hirten durften wir nicht zusehen, sie meinten, wir würden das Werben der Schafe und Böcke stören.

Später vergnügten wir uns am Fluss; wir bauten Häuser und Ställe aus Lehm, ganze Gehöfte. Gegen Abend war vom Dorf her plötzlich das laute Weinen eines Mannes zu hören. Erschrocken wuschen wir im Flusswasser den Lehm von unseren Händen und rannten nach Hause. Wir befürchteten, jemand sei verstorben, denn nur dann weinten die Männer. Am Dorfeingang kamen uns einige Mädchen entgegen. Sie erzählten uns, aus voller Kehle lachend, was passiert war:

Hasê Hake, der Mann, der nicht heiraten und keine Familie haben konnte, weil er im Kopf nicht ganz richtig war, lebte mit seinem Bruder Miho und dessen Familie zusammen. Als Hase an diesem Abend wie immer von der Arbeit nach Hause kam, packte ihn der Bruder am Arm und warf ihn mit den Worten: »Du arbeitest den ganzen Tag für unseren Bruder Çavuş, und am Abend kommst du zu mir. Çavuş hat den Profit und ich habe deine Fürze!«, aus seinem Haus. Da brach Hase in jenes laute Schluchzen aus, das wir am Fluss gehört hatten.

In jenem ereignisreichen Herbst kamen ehemalige Nachbarn, die in Österreich arbeiteten, zu Besuch ins Dorf. Für ihren jüngsten Sohn Ibo hatten sie die Hochzeit vorbereitet. Das Mädchen war aus dem Dorf Birtolke. Am Tag bevor die Braut geholt wurde, am Henna-Tag, fuhren wir nachmittags auf einem Traktoranhänger zusammen mit den Musikern und den Frauen, die am Abend vor dem Brauttag Henna auf die Hände der Braut streichen sollten, zur Familie der jungen Frau. Dort wurde gespielt und getanzt. Alle Kinder aus unserem Dorf sangen und tanzten. Ich als Einziger tanzte und sang nicht, obwohl man mich einige Male dazu aufforderte. Ich hatte mich auf einen Stein gesetzt und betrachtete die Menschen. Wir Kinder kehrten am Abend

nach Hause zurück, während die Frauen unseres Dorfes in Birtolke übernachteten. Sofort nach unserer Ankunft erzählte ein Nachbarskind meiner Mutter, dass einige Frauen gesagt hätten, dass mit mir etwas nicht stimme, weil ich weder tanzen würde noch mich sonstwie bemerkbar mache. Unvermittelt ging die Mutter, einen Stock in der Hand, wütend auf mich los, und ich rannte davon. Sie erwischte mich nicht, weil ich auf das Stalldach kletterte. Von dort aus fragte ich, warum sie so zornig sei. Sie antwortete, dass sie solche Gerüchte nicht ertrage, ich solle mich unter die Leute mischen. Ich versprach ihr, tanzen zu lernen; singen könne ich ja gut. Da lachte sie und ging ins Haus. Ich lernte aber nie tanzen; und meine Mutter ärgerte sich irgendwann auch nicht mehr darüber.



Eines klaren und sternhellen Abends, meine Eltern und Geschwister waren bei Nachbarn, fragte ich Großmutter, wie es nun um die Verlobungsgeschichte meines Vaters stehe. Sie begann mir zu erzählen:

»Als mein Mann Musa für Usiv Aga die jungen Schafböcke nach Istanbul treiben wollte, in diese Stadt, die man heute mit dem Überlandbus in zwölf Stunden erreicht, starb

er unterwegs. Zu Fuß dauerte diese Reise jeweils vierzig Tage. Musa war bei den Herdenbesitzern beliebt, weil er den schnellsten Weg kannte und so mindestens fünf Tage vor den anderen Hirten Istanbul erreichen konnte und kein Tier ihm je gestohlen wurde. Die Böcke wurden in Istanbul geschlachtet, damit die Stadtfrauen mit den breiten Hüften Lammfleisch essen konnten ...

Für den Rückweg nahm er jeweils den Zug bis Konya und ging von dort aus wieder zu Fuß in ein paar Tagen nach Hause.

Seine Leiche haben wir nie zu Gesicht bekommen. Seine Freunde erzählten uns, er sei krank geworden, man habe ihn in ein Fell gewickelt und auf einen Esel gebunden, um ihn so nach Istanbul mitzunehmen, weil er der Einzige von ihnen war, der den Weg genau kannte. Mein Schwiegersohn Usiv, der damals aber noch nicht mit Rahme verheiratet war, arbeitete als Musas Gehilfe. Usiv hatte einen Stein gewärmt, diesen mit einem Tuch auf Musas Bauch gebunden und ihn so auf dem Esel festgemacht. Er meinte, dass Musa sich erkältet hatte. Mit dem warmen Stein auf dem Bauch ging es Musa besser, er sei sogar eingeschlafen. Sie wollten ihn dann in Istanbul in ein Krankenhaus bringen. Usiv hatte auch versucht, ein paar Tage zu rasten, damit Musa sich erholen könne, aber die Schafböcke waren zu unruhig gewesen.

Einige Jahre später hat mir Usiv erzählt, dass Musa ihn zu sich gerufen und mit einer tiefen und weinenden Stimme gesagt habe: »Mein Usiv, ich glaube, dass ich hier sterben werde. Du musst dafür sorgen, dass diese Schafböcke nach Istanbul gebracht werden. Im nächsten Tal gibt es Dörfer und viele dieser Dörfer sind islamisch. Du kannst mich dort begraben lassen, vielleicht haben sie sogar einen Imam, der meine Leiche waschen und bei der Beisetzung die Verse lesen kann. Du aber bleibe bitte bei den Tieren, diese Leute sind zwar Muslime, aber sie stehlen gerne. Es sind arme Dörfer. – Du musst auch für meine Kinder sorgen. Besonders für meinen einzigen Sohn Osso. Das Glück meiner Kinder ruht nun auf deinen Schultern.«

Musa starb am folgenden Tag und wurde von seinen jungen Gehilfen in Afyon begraben, ohne Verse und ohne Beisein eines Imams, weil dieser dafür fünf Schafböcke verlangt hatte, welche Usiv ihm nicht geben wollte. Eigentlich hätte dieser Imam kein Entgelt verlangen dürfen, weil ein solcher Dienst zu seinen religiösen Pflichten gehört...

Nach seiner Rückkehr überbrachte uns Usiv diese traurige Nachricht. Tage- und nächtelang weinten wir. Meine Töchter rissen sich fast ihre ganzen Haare aus. Ich blieb mit drei Töchtern und einem Sohn mittellos zurück. Nachdem ich schon drei Söhne, wie Lämmer, und zwei Töchter, wie

Stuten, an die Krankheit Xuru verloren hatte, musste ich nun den Verlust meines Mannes ertragen – der Schmerz war grenzenlos. Mein Bruder Mem half uns, er musste aber später das Dorf verlassen, weil sein Sohn ein Mädchen entführt hatte und dessen Familie geschworen hatte, ihn zu töten. So ging Mem für lange Jahre in ein anderes Dorf, und wir sahen ihn sehr selten. Wir waren auf die Onkel deines Vaters, Beko und Apoyê Elê, deren Gesichter für mich aussahen wie der Himmel vor einem Unwetter, angewiesen. Musa war fleißiger als seine beiden Brüder, darum hatten wir auch viele Schafe und ein paar Kamele, was seine beiden Brüder gegen uns aufbrachte.

Im Jahr darauf heiratete Usiv meine Tochter Rahme. Er war dann oft bei uns und erledigte alles, was es draußen zu tun gab; er sorgte dafür, dass unsere Kamele einen Führer und unsere Schafe einen Hirten hatten, und noch für vieles mehr. Wir waren ihm sehr dankbar. Mein einziger Sohn Osso, dein Vater, kam ja auch ins Heiratsalter und die anstehende Heirat beschäftigte uns. Usiv und mein Bruder Mem, der inzwischen wieder in unserem Dorf lebte, zählten mir auf, welche Mädchen für ihn in Frage kämen. Viele von diesen passten mir nicht. Und nur eine, die Tochter der Besê Havê, gefiel Usiv, weil er mit ihrem verstorbenen Vater gut ausgekommen war. Ich mochte Besê gut, darum sag-

te ich zu. Nicht nur das Mädchen musste ja in jeder Hinsicht stimmen, sondern auch das Ansehen der Familie, deren Aufrichtigkeit und vor allem der Ruf der Mutter. Mein Bruder Mem indessen hatte sich nicht mehr dazu geäußert, wir wussten nicht, ob er in seinem Herzen einen anderen Wunsch hegte. Ich ging am Abend, bevor wir die Sache mit deinem Vater besprachen, zu meinem Bruder und fragte ihn, was er darüber denke, da er im Beisein von Usiv geschwiegen habe. Er schickte seine Frau in den Stall und erklärte mir, dass er mit dieser Familie einverstanden sei, nur mit der Großmutter des Mädchens nicht, weil es viele üble Gerüchte aus deren Jugendzeit gebe. Doch sei diese Großmutter längst gestorben und die Sache schon lange her, so lange, dass sich die meisten Dorfbewohner gar nicht daran erinnern könnten. Er sei also letztlich einverstanden, aber wenn die Familie meines Mannes diese Gerüchte wieder in Umlauf setze, übernehme er keine Verantwortung.

Ich kehrte nach Hause zurück, beschäftigte mich aber innerlich weiter damit. Im Bett konnte ich nicht einschlafen und lauschte dem Atem meiner Kinder. Nach einer Weile stand ich wieder auf, zog mich an und ging zum Großvater deines Vaters, der damals noch lebte, aber im Krankenbett lag. Er war freudig überrascht über meinen Besuch, denn er hatte sich insgeheim gewünscht, dass wir auch sein Einver-

ständnis einholten. Etwas ungehalten über Mem's Bedenken erklärte er mir dann, dass diese Geschichte mit der Großmutter von Besê Havês Tochter schon uralte sei und sowieso nicht stimme. Diese Großmutter sei als junge Frau sehr schön gewesen und die Männer im Dorf, die ledigen wie die verheirateten, hätten das Gerücht verbreitet, dass sie ihnen nachlaufe. Er habe diese Frau erlebt, als sie zwei Sommer lang auf der Weide Nachbarn gewesen seien. Sie habe fremde Männer noch nicht einmal angeschaut. Ich solle unbedingt diese Heirat zustande bringen, er wolle die Heirat seines Enkels Osso, des Sohnes seines verstorbenen Sohnes, miterleben, bevor er seine Augen für immer schließe. Er werde sich am nächsten Tag mit seinen Söhnen beraten.

Ich küsste seine Hände und ging erleichtert nach Hause. Im Bett malte ich mir die Hochzeit meines einzigen Sohnes aus. Am nächsten Morgen kamen mein Schwiegersohn Usiv und mein Bruder Mem schon früh zu uns und wollten die Sache deinem Vater eröffnen, der jedoch bereits aus dem Haus gegangen war. Kurz darauf kamen die beiden anderen Onkel deines Vaters, Apoyê Elê und Beko, und teilten meinem Bruder mit, dass sie sich über die Entwicklung freuten. Jetzt fehlte nur noch die Zustimmung deines Vaters. Mein Herz klopfte heftig vor lauter Ungewissheit.

Mem stand auf und ging, um deinen Vater zu suchen. Er fand ihn neben einer zerfallenen Mauer auf dem Dorfplatz mit ein paar Freunden; sie spielten Karten und rauchten selbst gedrehte Zigaretten. Später erzählte mir mein Bruder, dass er Osso nicht einmal getadelt hatte, weil er Karten spielte und rauchte, denn er befürchtete, dass sein Neffe den Vorschlag sonst aus purem Trotz ablehnen würde.

Mem gab deinem Vater, der inzwischen seine Zigarette ausgedrückt und das Kartenspiel abgebrochen hatte, etwas Geld und sagte ihm, er solle sich damit einen Anzug kaufen. Da verstanden dein Vater und seine Kollegen, worum es ging. Sie wussten nur nicht, wer »sie« war; das zu erzählen, war dann die Aufgabe von Usiv. Ich hatte für die zwei jungen Männer ein Huhn zubereitet und mit dem Sud des Huhnes einen Weizenpilaw. Beide begannen mit Appetit zu essen. Ich verließ das Zimmer und wartete hinter der Tür. Zuerst erzählte dein Vater Usiv, dass er von seinem Onkel Mem in einer unschicklichen Lage, nämlich beim Kartenspiel, erwischt worden sei, dass sich dieser aber sehr großzügig verhalten habe. Ich wartete, ob dein Vater vom Geld für den Anzug erzählen würde, was er aber nicht tat, der Schlauberger. Ich konnte es kaum erwarten, dass Usiv zur Sache kam. Er versuchte es, aber dein Vater lenkte ab, erzählte immer wieder irgendetwas, zum Beispiel, wie er im

Spiel gewonnen hatte. Usiv blieb aber hartnäckig und sagte zu deinem Vater: ›Schau Osso, als dein Vater in meinen Armen starb, habe ich ihm versprochen, die Verantwortung für seine Kinder zu übernehmen. Durch meine Heirat mit deiner Schwester Rahme wurden wir nahe Verwandte. Wir alle wollen, dass du dir eine Existenz aufbaust. Ich habe mit Mem und deiner Mutter lange darüber gesprochen. Alle sind der Meinung, dass die Zeit für dich gekommen ist zu heiraten. Deine Mutter, die den ganzen Kummer der Welt erlebte, hat ja auch das Recht, eine Schwiegertochter in ihrem Haus zu begrüßen. Du bist längstens reif für die Ehe. Bald wird man sagen, dass du ein alter Greis bist und keine gute Braut mehr finden kannst. Gut, du hast alles, Schafe und Kamele, von deinem verstorbenen Vater, der ein Stern unter den Hirten war, geerbt. Nach reiflicher Überlegung wollen wir, wenn du zustimmst, nach der Tochter von Besê Havê verlangen. Alles ist auf guten Wegen, und du brauchst nicht zu befürchten, dass sie unser Angebot ablehnen, was deinem Ruf schaden würde. Sie erwarten uns wohlwollend. Du kennst ja diese Familie, eine Verwandtschaft mit einer solchen Familie ist eine Ehre für uns alle. Hast du jemals etwas Schlechtes über diese Familie, ihre Tochter oder die Besê selbst gehört? Ein gottgefälliges Leben ist ein Leben in der Familie, und alle sind glücklich, wenn es zu einer

Hochzeit kommt.« Dein Vater antwortete nicht gleich. In diesem Moment hätte ich gerne seine Augen gesehen. Nach einer Weile sagte er leise zu Usiv, er werde nach dem Essen zu seiner Schwester Rahme gehen ... Da dachte ich mir, alles sei in Ordnung, weil dein Vater wichtige Angelegenheiten immer mit seiner älteren Schwester zu besprechen pflegte. Ich machte Kaffee für die beiden Männer und brachte ihn ins Zimmer. Sie wechselten sofort das Thema. Dein Vater lächelte verschmitzt, weil ich vom guten, vom jemenitischen Kaffeepulver genommen hatte, und Usiv drehte sich eine Zigarette.

Dein Vater ging dann zu seiner Schwester und erzählte ihr, dass er nichts gegen dieses Mädchen habe, aber ein Freund, Mihemedê Hüse, habe ihm erzählt, dass er selber die Tochter von Besê Havê heiraten wolle und seine Familie plane, die Fäden zu knüpfen. Darum könne er, Osso, dieses Mädchen nicht heiraten. So scheiterte dieser Heiratsversuch, und wir gaben jener Familie das Zeichen, dass wir nicht mehr im Spiel waren. Wir ließen aber nicht locker und blieben weiter auf Brautschau.«

Hier unterbrach die Großmutter ihren Bericht, denn meine Mutter betrat das Zimmer: »Lassen wir es für heute, ich werde dir diese Geschichte ein andermal zu Ende erzählen.«



Winter im Dorf, das hieß, dass alle beisammen waren, die sonst draußen Schafe hüteten oder auf dem Feld arbeiteten. Man fand immer Gesellschaft, Männer, Frauen und Kinder trafen sich, um zu plaudern.

Wir Kinder sehnten den Schnee herbei, obwohl er keine ungetrübte Freude war. Der Fußmarsch in die Schule von Tuzla, der normalerweise schon eine Stunde dauerte, wurde durch ihn noch um einiges länger und sehr anstrengend. Dazu kam wie immer die Angst vor den Wölfen, obwohl wir in all den Jahren nie einem begegnet sind.

Wir lernten abends im Licht von Gaslampen. Die Winternächte waren sehr lang, doch Großmutter verkürzte sie uns mit ihren Geschichten. Sie fing aber nicht an zu erzählen, ehe wir mit unseren Schularbeiten fertig waren. Oft behaupteten wir deswegen einfach, wir hätten die Hausaufgaben erledigt, obwohl wir wussten, dass wir dafür am nächsten Tag vom Lehrer Schläge mit dem Holzlineal auf die Hände bekommen würden. Aber wir liebten die Geschichten der Großmutter.

Die folgende konnten wir nicht genug hören:

»Eines Tages fanden die Diener des Königs von Mesopotamien frühmorgens neben einem Busch eine vor Kälte

steife Schlange mit ihren drei Jungen. Die Diener erbaten die Erlaubnis des Königs, die Schlange zu töten; sie waren erfreut, endlich eine Giftschlange erwischt zu haben. Der König aber verbot ihnen, das Tier zu töten, und befahl, dass sie die vier Schlangen in einen warmen Raum sperren sollten, bis sie sich aufgewärmt hätten. Erst wenn sie wieder wohlauf seien, dürften sie mit ihnen tun, was sie wollten. Ungern gehorchten die Diener. Sie wickelten die Schlange mit ihren Jungen in ein Tuch und brachten sie in den Nebenraum des Gästezimmers des Palastes. Nach einer Weile schaute einer der Diener nach den Schlangen. Kaum hatte er die Tür geöffnet, wurde er vom Zischen der Mutterschlange begrüßt. Er schlug die Tür zu und rannte zum König. Dieser ließ seine von weit her angereisten Gäste allein, begab sich aufgeregt vor die Tür des Raums und schaute durch das Schlüsselloch. Er sah die Schlangen herumkriechen, als ob sie einen Ausgang suchten. Die Mutterschlange entblößte ihren Giftzahn und war aufgeregter als die anderen. Der König lief zu seinen Gästen, entschuldigte sich und ließ seinen Wesir kommen und lauschte, was dieser vorzuschlagen hatte. Der Wesir sagte, man hätte die Schlangen draußen lassen sollen, und Gott hätte mit ihnen getan, was ihm gefiel. Der König schrie den Wesir an, er solle sich einen brauchbaren Plan einfallen lassen, statt über

Geschehenes zu rasonieren. Nach kurzer Überlegung schickte der Wesir einen Diener nach dem Adler, welcher mit der Schlange verhandeln sollte.

Kaum hörten die Schlangen die Stimme des Adlers, ringelten sie sich ein und zischten wütend. Der Adler wandte sich an den Wesir und sagte, hier sei nichts zu machen. Allein könne er es nicht gegen vier Schlangen aufnehmen. Der Adler bekam ein geschlachtetes Huhn und flog davon.

Darauf schickte der Wesir nach dem Storch. Der Diener kam zurück; der Storch lasse ausrichten, wenn der Adler es nicht schaffe, so könne ein Storch schon gar nichts tun. Außerdem habe er selber Kinder und wolle sich die Schlangen nicht zu Feinden machen.

Der Wesir wollte sodann den Löwen kommen lassen, aber keiner der Diener traute sich, zum Löwen zu gehen. So musste der Wesir auf ihn verzichten. Stattdessen ließ er die Eidechse kommen. Die Eidechse versuchte durch das Schlüsselloch mit der Mutterschlange zu sprechen, konnte sie aber zu keiner Reaktion bewegen. Alle Schlangen hatten sich eingerollt und die Köpfe mit entblößtem Giftzahn gereckt. Die Eidechse schlich davon, ohne etwas zu verlangen.

Der Wesir war hilflos, der König tobte. So ließ der Wesir einen Greis aus einem Dorf kommen, um sich von ihm

beraten zu lassen. Dieser verlangte dafür ein Pferd und zwei Ochsen. Der König versprach sie ihm. Der Greis verriet dem Wesir, dass entweder die Wüstenmaus oder der Fuchs die Sache richten könnten, beide unterhielten zu Schlangen gute Freundschaft. Er nahm das Pferd und die zwei Ochsen und kehrte erfreut in sein Dorf zurück. Der Wesir schickte einen Diener nach dem Fuchs und einen anderen nach der Maus. In der Mittagshitze war keine Maus zu finden, alle waren in ihren Höhlen. Dieser Diener kam mit leeren Händen zurück. Der andere Diener hatte einen Fuchs gefunden. Der wiederum wollte aber erst kommen, wenn der König sämtliche Hunde im ganzen Reich an die Leine legen ließe. Ferner verlangte er ein lebendiges Huhn und wollte mit allen protokollarischen Ehren empfangen werden. Der Diener überbrachte dem König diese Bedingungen, und der König ließ sofort alle Hunde anbinden. Der Fuchs verbreitete unter den anderen Füchsen die Nachricht, dass alle Hunde des Landes angeleint seien, und schritt gemessenen Schrittes zum Palast. Er wurde wie der König eines Nachbarstaates empfangen. Dann stellte er sich vor die Tür, hinter der die Schlangen waren. Er flüsterte dem Wesir ins Ohr, dass die Diener ihre Schwerter bereithalten sollten, und sprach die Schlange an:

›Du Mutterschlange, Königin aller Schlangen! Passt es

zu der Tapferkeit der Schlangen, was du da tust? Euch Schlangen gehört ja die ganze Erde, was willst du von diesen Menschen?«

Die Schlange lockerte ihre Haltung. Der Fuchs zwinkerte dem Wesir zu. Die Augen des Wesirs funkelten. Der König persönlich stand daneben, vor dem Palast war das ganze Volk versammelt. Erneut sprach der Fuchs die Schlange an: »Du Mutterschlange, Königin aller Schlangen! Diese Menschen haben dein Leben und das deiner Kinder gerettet, und du willst einen von ihnen vergiften! Passt das zu euren Traditionen?«

Die Schlange zog den Giftzahn ein.

Der Fuchs sprach weiter: »Du Mutterschlange, Königin aller Schlangen! Das Volk des Landes hat sich versammelt, um dich für dieses Land als Königin auszurufen. Schau aus dem Fenster! Komm jetzt heraus und halte eine Rede!«

Die Schlangen streckten sich, und der Fuchs wandte sich an den Wesir, dass er sein Huhn bereithalten solle, die Schlange sei überredet. Beim Anblick des Huhns tropfte dem Fuchs der Speichel aus der Schnauze. Er packte das Huhn und sagte, dass er vorausgehe, die Schlangen sollten ihm bis zum Königsplatz folgen. Sobald er aus dem Palast war, rannte er davon, nahm den kürzesten Weg, ab auf die Weide. Er wusste, was ihn erwarten würde, wusste, dass

sein Pelz in Gefahr war. Die Diener erledigten die Schlangen mit den Schwertern und das Volk applaudierte. Der König erklärte diesen Tag zum Feiertag und ging wieder zu seinen Gästen ...«

Tagsüber, wenn wir nicht in der Schule waren, folgten wir den Jägern, die von weit her kamen, um bei uns mit ihren großen Gewehren wilde Tauben oder Enten zu schießen; wurde eine getroffen und fiel zu Boden, rannten wir Kinder los und holten dem Jäger seine Beute. Sie gaben uns manchmal Biskuits, die sie mitgebracht hatten, und wir gaben ihnen Kozi mit Schafbutter.

Mit dem Schnee kam die Kälte. Aus dem Brunnen war kein Wasser zu holen, alles war hart gefroren wie Stein. Wir halfen der Mutter an unseren freien Tagen, Schnee in die Eimer zu füllen. Sie stellte diese Eimer neben den Ofen, in dem Schafmist brannte. Mit dem so gewonnenen Wasser kochte sie Weizenpilaw und Tee für die Gäste. Nach getaner Arbeit machten wir uns auf zum Gir, dem Hügel, der eine Dreiviertelstunde entfernt lag. Mit unseren Plastiksäcken rutschten wir auf dem zugefrorenen Fluss Insuyu bis zum Gir, der im dichten Nebel lag.

In unserer Region war sonst alles eben, es gab nur diesen einzigen Hügel. Die Erwachsenen sagten uns, dass in

der osmanischen Zeit die Armenier mit Pferdewagen massenweise Erde herangekarrt und diesen großen Hügel aufgeschüttet hätten, damit ihre Wächter sich durch Feuerzeichen miteinander verständigen konnten. Nur weit entfernt von unserem Dorf gab es noch einen zweiten solchen Hügel.

Wir rutschten auf den Plastiksäcken den Hang hinunter. Manche von uns sausten mit solcher Geschwindigkeit runter, dass sie den zugefrorenen Fluss erreichten und auf ihm ein Stück weiter rutschten. Dies schaffte man aber vielleicht einmal in zehn Versuchen. Unsere Nasen liefen, aber darauf achteten wir gar nicht. Eines Winters erlangte einer von uns großes Ansehen, weil ihm ein Onkel, der in Deutschland arbeitete, eine ganz warme Mütze mitbrachte. Wir durften diese Mütze manchmal anziehen. Er gab sie meistens den Knaben, die ihn über den gefrorenen Fluss nach Hause zogen.

Im Winter kamen viele Händler, die ihre Feigen, Rosinen oder Sucuk gleich sackweise hergaben, dafür aber kein Geld verlangten, sondern im Sommer ein Lamm bekamen. Jedes Haus kaufte von jedem mindestens einen Sack. Es waren beliebte Verkäufer. Einmal hatte eine Nachbarin, die alleine für den Unterhalt ihrer Kinder sorgen musste, weil ihr Mann gestorben war, in der Stadt einen ganzen Trak-

toranhänger voll Sucuk gekauft, welchen sie den Nachbarn weiterverkaufen wollte. Wir Kinder halfen ihr und brachten mit einem Esel einen oder auch mehrere Säcke zu jedem Haus. Einer von uns hielt ein Schulheft in der Hand und notierte, wer wie viele Säcke bekommen hatte, weil Zeve selber weder lesen noch schreiben konnte.

Nachdem alle Säcke verteilt waren, lud Zeve uns zu sich ein und briet Sucuk mit Eiern, was uns sehr schmeckte. Nach dem Essen bekamen wir noch Zuckerbonbons. Dann erteilte uns Zeve den Auftrag, in die Häuser zu gehen und das Geld für die Sucuksäcke zu verlangen. Mein erster Schuldner war der Onkel meines Vaters, Apoyê Elê. Der Onkel mit seinem langen weißen Bart fragte mich, was ich wolle, weshalb ich so außer Atem gekommen sei. Ich stotterte und brachte schließlich heraus, dass ich das Geld von Zeve für den Sack Sucuk abholen komme. Da grinste er und sagte: »Richte dieser Zeve aus, wir hätten die Sucuk erst in uns rein gesteckt, aber noch nichts damit verdient. Wie sollten wir da Geld zahlen? Im nächsten Sommer werde ich ihr dafür ein schönes Lamm geben. Wenn ich bis dann nicht mehr am Leben sein sollte, werden meine Kinder die Schuld begleichen!« In den anderen Häusern bekam ich Ähnliches zu hören. Alle sagten, diese Idee von Zeve sei etwas ganz Neues. Jeder wollte im Sommer ein Lamm ge-

ben oder ein paar Sinik Weizen oder Gerste. Zeve wurde wütend, denn alle Kinder überbrachten ihr die gleiche Antwort. Sie ging dann, von uns Knaben umringt, schimpfend aus dem Haus und erklärte den Nachbarn, dass sie zum türkischen Gendarmen und vor Gericht gehen werde, schließlich hätten wir Kinder genau aufgeschrieben, wer was bekommen hatte.

Das Wort »Gericht« hörte ich damals zum ersten Mal. Von Gendarmen hatte ich zuvor schon gehört, denn mit ihnen hatte mir meine Mutter hin und wieder gedroht, wenn ich etwas ausgefressen hatte.

Obwohl ich mich am liebsten verdrückt hätte, traute ich mich nicht, weil ich Angst hatte, dass Zeve mir nachschreien würde: »Du undankbarer Knabe! Die gebratenen Sucuk mit Eiern hast du aufgegessen, aber jetzt läufst du davon!« Der alte Onkel trat aus seinem Haus und erklärte Zeve, dass sie in einem alten Dorf keine neuen Bräuche einführen könne und dass er abgesehen davon Bauchschmerzen habe. In den Sucuk sei ja vielleicht noch Esselfleisch drin. Und er schickte uns Kinder nach Hause, es sei kalt, wir würden sonst krank.



Als nach einiger Zeit wieder einmal alle abends außer Haus waren, setzte ich mich neben Großmutter und bat sie um die Fortsetzung unserer Geschichte. Sie fragte mich, wo sie denn stehen geblieben sei, ich sagte es ihr. Dann begann sie, nachdem sie mir wie immer ein Biskuit gegeben hatte.

»Im Gegensatz zu deinem Vater beunruhigte es uns sehr, dass mein einziger Sohn immer noch ledig war. Alle seine gleichaltrigen Freunde hatten schon Kinder. Im Dorf gab es viele Gerüchte; manche sagten, wir seien geizig und wollten kein Brautgeld zahlen, manche meinten, mein Sohn sei ein Waisenkind und wir könnten deshalb kein Mädchen für ihn finden. Ganz böse Zungen zweifelten an seiner Männlichkeit. Was für eine Schande für uns! Der geizigen Frau meines Bruders, der Zaxe, die mich überhaupt nicht mochte, weil ich einst gesagt hatte, dass sie nicht zu meinem Bruder passe, schlug ich einmal vor, dass sie ihre hinkende Schwester, die nirgends einen Mann fand, für eine Nacht ins Bett meines Sohnes schicken solle, sie werde dann schon sehen von wegen Männlichkeit. Sie schämte sich dann, dass sie ein solches Gerücht verbreitet hatte, was sie aber nicht hinderte, weiterhin irgendwelche Gerüchte in die Welt zu setzen.

Als dein Vater dreißig wurde, schlugen Verwandte von uns vor, die Tochter von Umi Hudis namens Nure für ihn

zu verlangen. Dein Vater fand sie auch passend, und wir brachten ihr unsere Brautgabe anlässlich einer großen Verlobungszeremonie. Umi Hudis schlachtete an diesem Wintertag Schafe, die wir mitgebracht hatten, und es herrschte eine große Freude in unserem Haus. Dein Vater rasierte sich in den Tagen vor der Verlobung öfter als sonst und ging nicht ohne schwarzen Anzug aus dem Haus. Er rauchte nicht mehr den billigen Tabak, sondern Yenice. Er spielte nicht mehr Karten vor der zerfallenen Mauer und war zu uns allen höflich wie nie zuvor. Das freute auch mich, denn es war ein gutes Zeichen dafür, dass mein Sohn die Nure mochte. Wir wuschen reine Wolle und machten daraus sechs Matratzen und sechs Bettdecken für Ossos und Nures Gäste. Gleich nach Abschluss der Dreschzeit wollten wir Hochzeit feiern. Bis zur Dresche waren wir mit der Vorbereitung der Hochzeit beschäftigt. Mein Schwiegersohn Usiv mästete für uns zwanzig Lämmer, mein Bruder Mem besorgte fünf Schachteln voll weißer Halwa, die an die Hochzeitsgäste verschenkt werden sollte, mein künftiger Schwiegersohn Eli sah sich nach einer Musikgruppe um und vereinbarte mit den Musikern ein einwöchiges Fest, wir Frauen kauften in Hamzos Laden Rosinen und getrocknete Aprikosen, die wir den Gästen nach dem Essen anbieten wollten ...

Vier Tage vor der Hochzeit zogen wir die türkische Fahne auf und steckten, wie es der Brauch vorschrieb, eine Zwiebel auf die Spitze der Fahnenstange, und mein Bruder holte den berühmten Hodscha, der Verse lesen sollte. Es war die reine Freude. Am späteren Nachmittag kamen die Musiker und dann erschallten die Oboen und Trommeln über die ganze Ebene. Ich sagte den Musikern, dass sie die Oboen noch lauter blasen sollten, so dass es mein verstorbener Mann hören könne. In vier Reihen tanzten Männer und Frauen zu der Musik von Oboe und Trommel.

Lämmer wurden geschlachtet, junge Männer servierten auf Brettern Serbet für die Gäste. Wir waren lange mit der Zubereitung der Speisen beschäftigt. Das Essen wurde dann aufgetragen und die Gäste tanzten danach bis spät in die Nacht, bis die Musiker erschöpft waren. Wir waren todmüde, aber es war eine schöne Müdigkeit, weil wir für die Hochzeit unseres Sohnes gearbeitet hatten.

Unsere Freude verwandelte sich schlagartig in Trauer durch die Nachricht, die ein Nachbar von Nures Eltern uns gegen Morgen überbrachte. Er teilte uns mit, Nure habe sich am Vorabend durch den Gärtner Aslan, der aus einer fremden Region stamme, entführen lassen. Da standen alle Hochzeitsgäste auf und keiner wusste, wie er sich verhalten sollte. Trauer und Zorn machten sich breit. Die jungen

Männer nahmen Schaufel, Hammer oder was ihnen sonst gerade in die Hände fiel, und wollten das Haus von Umi Hudis überfallen. Ich und meine Töchter, wir weinten. Mein Bruder Mem hielt die Männer auf und brachte sie zur Vernunft. Da kam Zaxe, die geizige Frau meines Bruders, daher und fragte nach dem Befinden deines Vaters. Mein Bruder packte sie am Arm, warf sie aus dem Haus und beschimpfte sie, weil sie mit ihrer Schadenfreude die Stimmung noch aufheizte. Dass mein Bruder sie rausschmiss, befriedigte uns, ehrlich gesagt, alle. Wir schickten sämtliche Gäste nach Hause und blieben traurig und alleine zurück. Aus Scham mochten wir nicht einmal zu den Nachbarn gehen.

Zwei Tage später brachte Umi Hudis seine Tochter wieder nach Hause. Er hatte sie mit seinen Söhnen zusammengeschlagen, bis sie ohnmächtig geworden war. Ihre Brüder hatten geschworen, ihr Leben lang nicht mehr mit ihr zu sprechen. Inzwischen spricht der eine Bruder aber wieder mit Nure, weil er ihre Tochter für seinen Sohn haben will. Der niederträchtige Mensch will das nicht etwa, weil Nure seine Schwester ist, sondern nur weil ihr Mann viel Geld hat. Dieser Ehemann wurde durch krumme Geschäfte reich und seitdem spricht niemand mehr davon, dass er Nure zur Frau genommen hat. Alle hatten ihn erst

getadelt und gesagt, er heirate Nure nur, weil ihr Vater ihm einen großen Acker angeboten hätte. Durch die Verheiratung wollte Umi Hudis seine Tochter natürlich wieder reinwaschen. Sonst wäre Nure bis zum Tod ohne Mann geblieben ... Jetzt hat sie eine Familie, sie kann bald auch ihre Kinder verheiraten; weil sie so reich ist, wird niemand mehr davon sprechen, dass sie in ihrer Jugend dies und das gemacht hat, und ihre Söhne und Töchter werden begehrt sein wie Perlen. In meinen Augen hat diese Frau aber lebenslang ein Mal auf der Stirn, und das gilt auch für ihre Kinder und Enkelkinder. Das ist die Ungerechtigkeit dieser Welt; wer immer ehrenvoll ist, wird trotzdem wie ein müder Esel behandelt, andere, die eine Ehre haben wie Schnee unter der Frühlingssonne, sind als Schwiegereltern gefragt, bloß weil sie reich sind und große Schafherden haben ...

Um unsere Ehre wiederherzustellen, gedachten wir, statt wegen der Sache Blut zu vergießen, unseren Sohn so schnell wie möglich wieder zu verloben. Diesmal beteiligte sich auch die Verwandtschaft meines Mannes an der Suche, ein Mädchen, das helal Milch getrunken hatte, zu finden. Sogar Verwandte, die uns gegenüber zuvor nur Missgunst hegten, halfen mit, ein schönes und aufrichtiges Mädchen zu suchen. Unser Ruf war natürlich angeschlagen, trotzdem

erhielten wir Antwort von Familien, die Mädchen im heiratsfähigen Alter hatten.

Da traf meine Tochter Rahme eines Tages beim Brunnen ein schönes Mädchen und fragte sie, wessen Tochter sie sei. Sie war eine Cousine deiner Mutter Safe, die Tochter von Haci Bulduk. Rahme erzählte, dass sie ein Mädchen gesehen habe, so schön wie der Mond und ruhig wie eine Taube. Ich war sofort Feuer und Flamme. Wir erzählten deinem Vater davon, er sagte nichts und schaute zu Boden. Wir wussten, dass dies Zustimmung bedeutete, denn andernfalls hätte er sich mit Händen und Füßen gewehrt. Auch als es um Nure ging, hatte er seinen Blick gesenkt. Um sicher zu sein, trat ich zu ihm, beugte mich hinunter und schaute in die Tiefe seiner Augen; sie leuchteten wie diejenigen einer Katze im Dunkeln. Ich war begeistert und suchte sofort meinen Bruder auf, um ihm von der Neuigkeit zu erzählen. Mem wollte Haci beim Abendgebet in der Moschee sprechen. Wir warteten ungeduldig, bis die Männer aus der Moschee kamen. Ich stand hinter dem Fenster und schaute den Weg hinunter. Mein Bruder trat gedankenverloren ein und setzte sich neben den Ofen. Ich machte ihm einen jemenitischen Kaffee und suchte nach einem Vorwand, um deinen Vater nach draußen zu schicken. Die-

ser verstand und ging. Ich setzte mich neben meinen Bruder und traute mich gar nicht zu fragen. Nachdem er seinen Kaffee ausgetrunken hatte, erzählte er. Haci sei etwas erstaunt gewesen, habe gesagt, er schätze unsere Familie sehr, auch habe er den verstorbenen Musa, mit dem er zwei Jahre lang Schafe gehütet hatte, sehr gemocht, aber das Problem sei, dass Ossos Ruf durch die Entführung von Nure etwas befleckt sei. Er befürchte, dass seine Frau und die Verwandten deshalb nicht zustimmen würden; nach dem Abendgebet vom nächsten Tag werde er mehr sagen können. Wir benachrichtigten die Onkel deines Vaters und meinen Schwiegersohn Usiv. Die Männer schickten noch in dieser Nacht nach Haci, der uns kurz darauf die Nachricht zukommen ließ, dass es ihm gelungen sei, seine Frau zu überzeugen; wir sollten den Versprechenskaffee trinken kommen. Er werde auf das Brautgeld verzichten, dafür solle seine Tochter etwas mehr Gäste-Matratzen und Bettdecken erhalten. Ich rannte zu Hamzo, der seinen Laden für uns noch einmal öffnete, obwohl es schon gegen Mitternacht ging. Ich kaufte Nüsse, Lokum und Süßigkeiten, gab diese den Männern mit und sie brachen auf, um den Kaffee zu trinken. Ich unterrichtete deinen Vater, der spät nach Hause kam und sich darüber wunderte, dass das alles nicht mehr Zeit gebraucht hatte, als einen Schluck Wasser zu trinken.

Am nächsten Morgen versetzte die Nachricht das ganze Dorf in Aufregung, erfreute die Freunde und quälte die Feinde. Nachbarn kamen, um uns zu gratulieren. Schon bald danach fand das Verlobungsfest statt, und dann war es auch schon Zeit für die Hochzeitsvorbereitungen. Es sollte ein Fest werden, wie es noch niemand gesehen hatte.

Doch eines Tages kam dein Vater ganz aufgeregt und bleich nach Hause. Ich fragte ihn, ob er beim Glücksspiel sein Taschengeld verloren habe, obwohl ich wusste, dass er nicht an Glücksspielen teilnahm. Er gab mir auch gleich zornig zur Antwort, ich wisse doch, dass er das nicht tue.

›Ihr müsst meine Brautgabe bei diesem Mädchen holen gehen!‹

Mir brach kalter Schweiß aus, und zitternd fragte ich nach dem Grund.

›Als ich heute mit meinem Cousin Haciosman vor dem Haus von Haci Bulduk vorbeikam, saß deine künftige Schwiegertochter vor dem Haus. Sie stand nicht einmal auf, um ihren Respekt zu zeigen. Solch eine respektlose Person will ich nicht heiraten!‹

Das brachte uns ganz durcheinander, und wir versuchten, deinen Vater zu beruhigen, aber es half nichts.

Uns blieb nichts anderes übrig, als die Brautgabe zurückzufordern. Alle schimpften mit deinem Vater, aber er

war eigensinnig wie ein Schafbock. Am nächsten Tag machte er sich mit einer Ladung Salz und den Kamelen auf nach Ankara. Wieder war es an uns, ein Mädchen für ihn zu suchen. Von der Generation deines Vaters war aber keines mehr frei.

Dann kam mein Bruder eines Abends nach dem Gebet in der Moschee zu uns und sagte, dass die Tochter des verstorbenen Umi Haciomar, dessen Haus gerade neben der Moschee lag, ihm schon öfter aufgefallen sei. Er sehe sie immer vor ihrem Haus, sie sei so fleißig. Den Besen in der Hand, wische sie ständig den Platz vor ihrem Haus. Ob wir uns nicht erkundigen wollten, ob dieses Mädchen noch frei sei. Da stand meine Tochter Fate auf und sagte, dass sie dieses Mädchen kenne. Sie heiße Safe und sie sei frei, aber Osso werde sie sicher nicht heiraten wollen, weil sie so klein und dunkelhäutig sei. Ich schalt sie, sie solle ihren Mund halten. Dann ging mein Bruder nach Hause, und ich überlegte die ganze Nacht...

Ich bin jetzt aber müde, ich werde dir das nächste Mal erzählen, wie sich die Sache weiter entwickelte. Geh du jetzt schlafen.«

Da die Großmutter den Namen Safe erwähnt hatte, dachte ich, dass es jetzt um die letzte Verlobte, meine Mutter,

ging. Ich war sehr gespannt auf den Rest der Geschichte. Der Anfang lag nun schon so weit zurück, dass ich Teile davon bereits wieder vergessen hatte; doch als ich das der Großmutter sagte, antwortete sie nur, dass ich mir die wichtigen Dinge schon merken würde, und die unwichtigen seien eben nicht wichtig.



Es hatte die ganze Nacht geschneit. Über der Gegend lag eine weiße Decke. Die Stare und Tauben flogen durch die offenen Fenster in den Stall, um sich Futter zu besorgen. Ich half meiner Mutter bis zum Mittag im Stall. Sie hatte uns einen Pilaw gekocht und dazu Turşu, Essiggemüse. Nach dem Essen trafen wir Kinder uns beim Dorfbrunnen. Wir zogen einander abwechslungsweise auf Plastiksäcken auf dem gefrorenen Fluss bis zum Hügel, und dort vergnügten wir uns bis zur Abenddämmerung. Als wir ins Dorf zurückkehrten, stieg aus allen Kaminen Rauch auf. Einige Hunde balgten sich um einen Knochen, ansonsten war es still. Zu Hause saß mein Vater am Krankenbett der Großmutter. Beide sagten kein Wort. Ich fragte, wo meine Mutter sei, bekam aber keine Antwort. Stattdessen forderte mich Großmutter auf, meiner älteren Schwester im Stall zu helfen, die

alleine die vielen Schafe füttern musste. Ich rannte in den Stall. Meine Schwester hatte die Augen voller Tränen. Sie eilte von einem Holzbecken zum anderen, überall drängten sich die Schafe und traten aufeinander herum. Vorwurfsvoll fragte sie mich, wo ich so lange geblieben sei. Niemand helfe ihr. Mutter sei weg, und Vater tue ja immer so, als ob er in diesem Haus nur zu Gast wäre. Ich trug ihr den Futtersack, aus dem sie die Becken füllte. Erst als wir damit fertig waren und die Schafe ruhig fraßen, erkundigte ich mich nach der Mutter und meinem älteren Bruder. Ein Großonkel sei gestorben, sagte sie, und man habe die Mutter am späten Nachmittag mit dem Camion der Gemeinde Halikanli abgeholt. Da keine anderen Frauen im Wagen gewesen seien, habe die Mutter meinen Bruder mitgenommen.

Wir sperrten die Stalltüre gut zu, und ich folgte meiner Schwester wortlos ins Haus. Meine Kleider waren noch ganz nass vom Rodeln, doch es war niemand da, dem ich mein Leid hätte klagen können, man hätte mir nur Vorwürfe gemacht. Wäre Mutter da gewesen, sie hätte mir sogleich die Kleider gewechselt. Meine Schwester berichtete den Erwachsenen, wie viel Futter sie den Schafen gegeben und was sie mit den kranken Schafen gemacht habe. Großmutter war sehr stolz auf sie. Der Vater lächelte ebenfalls anerken-

nend. Ich schlich zum Ofen, hungrig und frierend in meinen feuchten Kleidern. Um diese Zeit hatte die Mutter jeweils schon den Topf auf dem Ofen.

Während Vater sich mit dem Kraut aus seiner silbernen Tabakbüchse eine Zigarette drehte, forderte er meine Schwester auf, Sulte zu holen, die Nachbarin und Frau eines weit entfernten Verwandten, damit diese etwas für uns koche, sobald ihre Kinder gegessen hätten. Kurz darauf kam Sulte mit einer duftenden Joghurtsuppe zur Tür herein, was uns alle freute. Sie warf getrockneten Schafmist ins Feuer und kochte uns einen Weizenpilaw, während sie mit Großmutter redete. Großmutter sagte, sie habe Sulte sehr gern, weil sie immer hilfsbereit sei und trotz ihrer Armut nie verzage. Nach dem Essen legte ich mich neben den warmen Ofen. Vater forderte meine Schwester auf, den Tee zuzubereiten. Ich fragte wieder nach Mutter. Sulte beruhigte mich, meiner Mutter seien die Schafe wichtiger als ein toter Onkel. Sie sei sicher, dass die Mutter schon morgen wieder zurückkomme, obwohl für einen solchen Kondolenzbesuch mindestens vier Tage angebracht wären.

Es war spätnachts, als uns ein kräftiges Klopfen an der Haustüre weckte. Wir standen alle auf, und mir kamen Sul-

tes Worte in den Sinn, dass meine Mutter ihrer Schafe wegen nie lange wegbleiben würde. Mein Vater öffnete die Tür. Davor standen zwei Männer, die halb erfroren aussahen. Im Schein der Gaslampe konnte ich einen von ihnen erkennen: Es war Bekir, ein türkischer Beamter, der mit meinem Vater arbeitete. Verwirrt bat Vater die Männer ins Haus. Seine gestotterte Frage, ob sie um diese Zeit auf der Jagd seien, erheiterte die beiden. Meine Schwester machte ein Feuer im Ofen. Sie setzte den Teekrug auf; und wir holten auf Anweisung des Vaters Brot und Schafbutter aus der Küche, die außerhalb des Hauses lag. Die Männer begannen zu essen und hatten sich bald aufgewärmt. Bekir erklärte dann, was der Grund ihres Besuches sei, sein Freund lächelte nur ab und zu.

Großmutter wollte wissen, was die Männer auf Türkisch miteinander redeten. Vater fasste das Gespräch auf Kurdisch zusammen:

»Bekir ist einer der Männer, die ich sehr gut leiden kann. Jetzt ist er von Nachbarn angezeigt worden, weil er viele kurdische und linke Bücher besitzt, die verboten sind. Sie beschuldigten ihn auch, einer illegalen Organisation anzugehören. Die Polizei hat sein Haus in Tuzla durchsuchen wollen. Als Bekir die Polizisten sah, die an die Tür klopfen, ist er mit seinem Gast durch das Fenster geflüchtet und

bei dieser Kälte bis in unser Dorf gekommen. Sonst wären sie verhaftet worden.«

Großmutter begann über den Staat zu fluchen und erzählte den Männern, wie lange ihr Bruder Mem inhaftiert gewesen sei, weil er nicht für das Osmanische Reich im Jemen hatte kämpfen wollen, er sei den langen Weg nach Hause marschiert, aber kurz darauf hätten ihn die Gendarmen festgenommen. Und Mem sei erst sechs Jahre später freigelassen worden. Mein Vater übersetzte, was Großmutter gesagt hatte, und die Männer schüttelten die Köpfe, während ihre Blicke auf die im Bett sitzende Kranke gerichtet waren.

Später zogen Bekir und sein Freund, der noch immer kein Wort gesagt hatte, ihre Jacken aus. Ich sah, dass mein Vater plötzlich zitterte und eine seiner billigen Zigaretten anzündete, die er jeweils von der Arbeit mitbrachte. Das tat er sonst nur, wenn sein normaler Tabak ausgegangen war. Er sagte zu Bekir, dass er ihn sehr gerne habe, doch ihre Anwesenheit hier sei für ihn sehr gefährlich. Was solle er sagen, wenn plötzlich die Polizei auftauche? Man würde ihn gleich mitnehmen und ins Gefängnis stecken, weil er Leute verstecke, die verbotene Bücher besäßen. Er würde seine Arbeit verlieren und mit ihr all seine Rechte als Staatsangestellter. Seine Pension würde sich auch in Luft auflösen.

Bekir lächelte. Mein Vater brauche sich nicht zu fürchten. Er glaube nicht, dass die Polizisten ihn bei diesem Wetter verfolgen würden. Er werde sich gleich am folgenden Tag in Begleitung eines Anwalts dem Staatsanwalt stellen. Schließlich habe er kein schweres Verbrechen begangen. Wegen der Bücher sei er bereit, ins Gefängnis zu gehen. Aus Angst, gefoltert zu werden, habe er sich nicht sogleich gestellt, das wolle er nicht erleben. Es schneie ja draußen, Vater brauche sich also nicht zu sorgen, dass sie morgen früh der Spur noch folgen und herausfinden könnten, wer sie beherbergt habe. Er, Bekir, sei sehr dankbar, dass mein Vater in diesem Dorf wohne; er wisse sonst niemanden, dem er vertrauen könne.

Vater brauchte weder Zündhölzer noch Feuerzeug, er zündete jede neue Zigarette an der Kippe der letzten an. Wir gingen nicht mehr schlafen und warteten bis zur Morgendämmerung. Vaters Unruhe war nicht zu übersehen. Schweigend blickte er auf seine Knie und rauchte. Als es noch nicht ganz hell war, küssten die beiden Männer die Hände meiner Großmutter. Sie hatte Tränen in den Augen und sagte zu ihnen, sie habe die ganze Zeit gebetet und sei sicher, dass sie nicht erwischt würden. Sie sollten etwas Brot und Zigaretten von meinem Vater mitnehmen. Die Männer lächelten ruhig und verabschiedeten sich auch von uns.

Als sie zur Tür gingen, rief Großmutter ihnen nach, sie werde uns Kindern schon sagen, dass wir niemandem etwas erzählen sollten. Wenn einer frage, weshalb bei uns die ganze Nacht das Licht brannte, würden wir sagen, sie, die Großmutter, habe wieder Schmerzen gehabt, die hätten sie nicht schlafen lassen. Die Männer erwiderten nichts darauf, und mein Vater begleitete sie hinaus. Er kam aber gleich wieder zurück.

Wir wissen nicht, ob Bekir und sein stiller Freund sich damals der türkischen Polizei wirklich gestellt haben oder nicht. Wir haben nie mehr etwas von ihnen gehört. Großmutter erkundigte sich noch oft nach den beiden. Es gebe an seinem Arbeitsplatz viele Gerüchte über Bekir, sagte Vater. Einmal heiße es, er sei verhaftet worden, ein andermal, er sei in sein Dorf zurückgekehrt, dann wieder, er sei spurlos verschwunden.

Jedenfalls geschah meinem Vater wegen diesem Vorfall nichts, obwohl wir Kinder am nächsten Tag von mehreren Dorfbewohnern auf den Besuch angesprochen wurden. Offenbar hatten Bekir und sein Freund unser Haus im Schneetreiben nicht finden können und waren im Dorf herumgeirrt. Als die Hunde zu bellen anfangen, erkundigten sie sich bei einem Nachbarn nach dem Weg. Sie seien auf der Jagd gewesen und hätten danach ihr Auto nicht mehr

starten können, deswegen suchten sie das Haus ihres Arbeitskollegen Osso, war ihre Erklärung gewesen. Der Nachbar hatte ihnen den Weg zu uns gezeigt und war wieder nach Hause gegangen.

Wir sagten nur, dass wir von nichts wüssten, weil wir geschlafen hätten.

Meine Mutter kam, wie erwartet, am nächsten Tag zurück, und wir erzählten ihr alles. Ihr waren die kranken Schafe wichtiger.

Auch im Winter kamen Fremde in unser Dorf. Die, welche die Dorfbewohner um Essen angingen, nannte man Bettler, diejenigen, welche den Leuten das Schicksal aus der Hand lasen, Zigeuner. Es kamen auch Gowanda in unser Dorf. Sie spielten Oboe und Trommel an den Hochzeiten; auch sie fragten nach Essen, wenn sie keine Aufträge bekamen. Wenn wir Kinder alle unsere Süßigkeiten auf ein Mal essen wollten, sagte die Großmutter, wir seien wie die Gowanda, die alles, was sie verdienen, am gleichen Tag ausgeben, und am nächsten Tag wieder betteln gehen.

Einmal waren den ganzen Winter über Leute bei uns im Dorf, die im Sommer mit Pferdewagen herumzogen. Sie sprachen auch Kurdisch, aber einen anderen Dialekt. Die Dorfbewohner nannten diese Leute »Zigeuner«, was sie är-

gerte. Sie sagten, dass sie keine Zigeuner, sondern Nomaden seien und das sei ein großer Unterschied. Sie waren im alten Haus eines Großonkels untergebracht und konnten von dem leben, was die Dorfbewohner ihnen zu essen brachten.

Beko, ein Cousin meines Vaters, der bis zum Winter im türkischen Dorf Karatepe Schafe gehütet hatte, nahm Kontakt zu diesen Nomaden oder Zigeunern auf. Wenn Beko gegenüber Leuten unseres Dorfes behauptet hatte, er sei Sänger und Dichter, spotteten sie jeweils und nahmen ihn überhaupt nicht ernst. Aber diese Nomaden schätzten Beko offenbar und hörten ihm jeden Abend bis spät in die Nacht zu. Allabendlich nahm Beko verstohlen vom Fladenbrot, das seine Frau gebacken hatte, um es ihnen zu bringen, dazu auch Butter, Käse, Kartoffeln und noch einiges mehr. Die wenigen Mehlsäcke von Bekos Familie waren auf diese Weise bald aufgebraucht. Seine Frau Elmas wurde schief angeschaut, weil ihr Mann seine Abende und manchmal ganze Tage bei den Nomaden verbrachte. Eines Abends folgte sie ihm heimlich. Er hatte einen Stoffsack aus seiner Jackentasche genommen und das frisch gebackene Fladenbrot hineingefüllt, für welches Elmas Mehl von Nachbarn ausgeliehen hatte, weil ihres ja ausgegangen war. Bald stand sie vor dem Fenster der Nomaden und beobachtete, wie diese Beko empfangen – wie einen Pascha, berichtete uns El-

mas später. Dann aßen alle, Frauen und Männer gemeinsam, was bei uns nicht Sitte war, und Beko begann zu singen und einer von ihnen begleitete ihn mit dem Tembur. Da ging Elmas und versammelte ihre eigenen Kinder und diejenigen der Nachbarn – ich war auch dabei – und gab jedem einen leeren Ölkanister sowie einen Stock. Wir erhielten Anweisungen, was wir zu tun hätten. Sie ging voran und wir folgten ganz leise. Ohne an die Türe zu klopfen, stürmte sie in das Haus der Nomaden und auf Beko zu. Wir sahen, wie Beko mit geschlossenen Augen sang und die anderen, Kinder und Erwachsene, ihm zuhörten. Elmas schrie los, und wir, mindestens zehn Kinder, schlugen mit den Stöcken heftig auf die Ölkanister. Es war ein Lärm wie bei einem Erdbeben. Beko schrie, Elmas schrie auch und wir hämmerten auf die Kanister ein. Die Gastgeber machten Elmas Vorwürfe, sie sei barbarisch wie eine Zigeunerin. Der älteste der Nomaden hieß uns dann, aufzuhören, dies sei Günah, Sünde. Wir hörten auf zu lärmern und sahen, dass Beko der Schweiß ausgebrochen war; Elmas warf ihm, was ihr an Schimpfwörtern einfiel, an den Kopf. Er solle lieber Mehl kaufen gehen, statt es den »Zigeunern« zu geben. Der älteste der Nomaden sagte zu Beko, er sei ein Held, nur seine Frau sei eine zigeunerhafte Katze. Wenn er sich scheiden ließe, würde er ihm seine eigene Tochter, die noch wie eine

Stute sei, geben. Da schrie Elmas, dass sie darauf scheiße, und er, Beko, solle selber mal für seine Familie Brot aufreiben. Beko sagte dem Ältesten, er dürfe ruhig wissen, was für eine »Verfluchte« er geheiratet habe. Eine Verwandte habe sie damals für ihn gefunden, weil seine Mutter schon gestorben war. So schlimm könne eine durch Fremde vermittelte Frau werden. Sie sei jetzt halt die Mutter seiner Kinder und wasche ihnen wenigstens die Haare. Er ging hinaus und wir liefen ihm nach. Elmas war schon draußen und schimpfte über ihn und die »Zigeuner«, bis sie zu Hause ankamen. Beko sagte uns unterwegs, dass keines von Elmas' Geschwistern mit seinem Ehepartner zusammen geblieben sei, jedes habe mehrere Scheidungen hinter sich, so unerträglich seien sie. Ich ging dann nach Hause und erzählte alles meinen Eltern, die darüber lachten und mich aber auch tadelten, weil ich mit Elmas mitgegangen war. Beim nächsten Mal solle ich zuerst nach Hause kommen und fragen, hieß es.



Der Anbruch des Frühlings war wie ein Geschenk. Die Sorgenfalten der Dorfbewohner verschwanden. Ein kurdisches Sprichwort besagt: »Mit dem März geht auch der Kummer!« Wir Kinder erlebten die Eltern freundlicher.

Alle Vorräte waren aufgebraucht, Mehl, Bulgur, Weizen und auch das Futter für die Tiere waren ausgegangen. Wer als Hirte Arbeit suchte, brach nun auf. Die Männer- und Frauenrunden versammelten sich nicht mehr allabendlich, weil viele zu beschäftigt mit ihren Arbeiten waren.

Mittlerweile waren die Lämmer geboren, was die Zahl der Tiere im Stall verdoppelte. Die Männer rechneten tageslang aus, wie viel sie für die männlichen Jungtiere bekommen würden. Weibliche Lämmer wurden nie verkauft.

Manche Händler, die im Winter Waren wie Feigen, Halwa oder Rosinen auf Kredit verkauft hatten, kamen nun, um die versprochenen Lämmer einzufordern.

Auch die fliegenden Händler wurden erwartet. Wir sammelten kleine Maikäfer und vergruben sie, denn wir glaubten, dass Maikäfer unterirdisch die Händler darüber benachrichtigen, dass wir Kinder Wolle hätten. Derjenige von uns, der die freudige Botschaft von der Ankunft des ersten fliegenden Händlers überbrachte, wurde reichlich belohnt; jeder gab ihm von der Ware, die er beim Händler eintauschte. Wir hatten den ganzen Winter über im Stall die den Schafen ausgefallenen Wollbüschel eingesammelt und für die fliegenden Händler aufbewahrt. Manche von uns hatten einen großen Sack voll. Diese Wolle versteckten wir vor den Erwachsenen. Einige Frauen im Dorf halfen

uns dabei, was unsere Mütter aber gar nicht schätzten, weil sie die Wollbüschel mit Schafmist vermischen und als Brennstoff verwenden wollten. Wir tauschten unsere Wolle gegen Lokum und Biskuit und wenn wir viel bekommen hatten, gaben wir auch den Erwachsenen etwas davon ab.

Der Schnee schmolz und die Senken waren voll von Schmelzwasser. Auch die Brunnen füllten sich mit Wasser.

Die Wiesen wurden grüner, die Mäuse erwachten aus ihrem Winterschlaf und liefen von einer Steppenrute zur nächsten; ihr Fell war noch blassbraun.

Die Weiden waren bald erfüllt vom Glockengeläut der Schafherden und den Pfiffen der Hirten.

Mutter machte für uns nach dem Unterricht Firî aus der Milch von Muttertieren; beim Aufkochen wird diese Milch rasch dicker als Joghurt.

Obwohl die Wiesen noch ganz nass waren, spielten wir schon mit unserem Ball; mit dem Ball, den wir im Winter gemacht, mit dem wir aber noch nicht gespielt hatten. Binnen kürzester Zeit wurde dieser Ball aus Plastiksäcken und alten Kleidern schwer von Kot.

Nach der Schule spielten wir mit den jungen Lämmern, die völlig unberechenbar ihren Mist ließen. Oder wir brach-

ten sie auf die Weide. Sie waren noch nicht aneinander gewöhnt und liefen dauernd auseinander. Wir mussten mit dem Stock in der Hand aufpassen, dass sie nicht ziellos umher- und davonrannten. In diesen Momenten hätte ich statt der Lämmer lieber Schafe gehütet, weil die Schafe ruhig weiden. Wir Kinder liebten auch die Zicklein sehr. Unsere Familie besaß jedoch keine, weil meine Mutter meinte, dass die Ziegen die Schafe beim Fressen stören. Vergeblich hatte unser Hirte versucht, Mutter zu überreden, Ziegen anzuschaffen. Er könnte im Sommer Ziegen gut gebrauchen, weil sie in der Hitze vorangingen und die Schafe anführten, argumentierte er. Aber meine Mutter ließ sich nicht überzeugen, ihr Entscheid war unumstößlich wie der eines Generals.

Als die Jungtiere entwöhnt waren, tauschte ich insgeheim zwei von Mutters Lämmern bei einem Nachbarhirten gegen zwei Zicklein. Ich ließ die Zicklein im Stall des Hirten und brachte ihnen täglich Wasser und Futter; beim fahrenden Händler klaute ich für sie Salat. Sie wurden Tag für Tag größer, und ich war glücklich. Schon versuchte ich mit dem Hirten weitere Tauschgeschäfte der gleichen Art, aber dieser wollte nicht, weil er dachte, meine Mutter würde das Fehlen von noch mehr Lämmern bemerken. Allerdings hätte er gerne Lämmer gegen Ziegen getauscht, weil sie

wertvoller waren. Als meine Zicklein starken Durchfall hatten, weil ich ihnen, wie der Hirte Mille mir erklärte, ungeeignetes Futter gegeben hatte, wollte seine Frau diese nicht mehr in ihrem Stall haben. Sie sagte, ich solle meine Tiere anderswohin bringen, obwohl Mille sich auf meine Seite stellte. Aber sie hatte ein für allemal entschieden; meine Zicklein mussten weg. Ich berichtete Großmutter von meinem Kummer. Sie war zuerst empört, dass ich Lämmer gestohlen und gegen Zicklein getauscht hatte. Dann meinte sie, niemand würde meine Mutter überreden können, Zicklein in unseren Stall zu lassen. Ich sollte dafür sorgen, dass ich die schönen Lämmer zurückbekomme. Das wollte ich auf keinen Fall, nicht einmal als sie drohte, es meiner Mutter zu sagen. Mutter wurde unterrichtet und holte die Lämmer unverzüglich zurück und verbot mir, diesen Zicklein weiterhin Futter zu bringen, da sie uns gar nicht gehörten. Mille war auf beide Frauen, meine Mutter und seine Ehefrau, böse, und er versprach mir, dass die Zicklein weiterhin mir gehören sollten und dass er sie pflegen werde wie seine anderen Ziegen und gut für mich auf sie aufpassen werde. Ich besuchte die Zicklein ab und zu, aber nach ein paar Monaten waren sie so groß geworden, dass ich sie unter den anderen Ziegen nicht mehr wieder erkennen konnte.

Die Hühner begannen Eier zu legen, sobald sie auf die Wiese gelassen wurden. Wir selber hatten keine Hühner, weil meine Mutter den Gedanken an Hühnerkot in den Futtertrögen der Schafe unerträglich fand. Wir Kinder jedoch liebten Eier. Manchmal bekamen wir welche von meiner Tante. Sie hatte aber selber zehn Kinder; wenn jedes sein Ei bekommen hatte, blieb selten etwas übrig für uns. Hatte aber ein Huhn an einem Tag zwei Eier gelegt, waren ganz sicher wir an der Reihe.

Dank meinem Bruder, der zwei Jahre jünger ist als ich, konnten wir einen Frühling lang fast jeden Tag Eier essen. Das kam so:

In jenem Frühling fand mein Onkel Miço, ein Bruder meiner Mutter, in unserer Nähe eine Anstellung als Saisonarbeiter. Da er mit seiner Familie damals in Halikanli wohnte, musste er eine Zeit lang bei uns übernachten, weil es ihm nicht möglich war, jeden Tag nach Hause zu gehen. Es war ihm jedoch bald leid, ohne seine Familie zu sein, weshalb er sich entschloss, sie herzuholen. Er und meine Mutter putzten den Raum neben dem Stall, in dem winters Gerste für die Schafe und Schafmist zum Heizen aufbewahrt wurden. Nachdem meine Mutter die Wände mit Pfeifenerde poliert hatte, roch der Raum wunderbar.

Miço fuhr an einem Sonntag mit dem Traktor meines

Onkels Eli und zwei Anhängern nach Halikanli. Wir durften auf einem der Anhänger mitfahren. Er lud mit Hilfe von Nachbarn alles auf, Haushaltsgegenstände in den einen Anhänger, die Tiere in den anderen. Als wir sahen, dass sie Hühner hatten, freuten wir uns so, dass wir auf dem Rückweg im Anhänger mit den Schafen, Lämmern und Hühnern mitfuhren. Wir schlossen Wetten ab, ob unterwegs ein Huhn ein Ei legen würde. Kein Huhn legte ein Ei, aber dafür ließen die Schafe ihren Mist. Mit großer Freude halfen wir beim Ausladen und aßen dann mit Miço und seiner Familie, was meine Mutter gekocht hatte.

Miço hatte Kinder, die in meinem Alter und dem meines Bruders waren. Omar hatte schnell mit unserer Cousine Safe, die nach meiner Mutter benannt worden war, Freundschaft geschlossen. Sie spielten die ganze Zeit zusammen. Weil sie sich so gut verstanden, erhielt Omar Eier von Safes Mutter. Die beiden erklärten, sie würden später heiraten. Omar gab Safe Lokum, den er gegen Wolle bei einem fliegenden Händler eingetauscht hatte, und sie brachte ihm noch mehr Eier, die ihre Mutter gekocht hatte. Sie brachte Omar so viele Eier, dass es für die Familie nicht mehr reichte. Safes Mutter entschied dann, dass Omar nur noch jeden zweiten Tag ein Ei bekommen sollte, was ihn überhaupt nicht freute. Darauf sagte er Safe, dass er sie nicht mehr

heiraten wolle. Safe lief zu ihrer Mutter und weinte, bis sie ein Ei bekam. Sie gab es Omar, der, kaum hatte er das Ei in der Hand, sein Heiratsversprechen erneuerte. Jedes Mal, wenn Omar wieder Lust auf ein Ei hatte, äußerte er Zweifel an seinen Hochzeitsabsichten, und schon bekam er eines.

Wie beneideten wir Omar, wenn er ein Ei von Safe mampfte! Wir umringten ihn und drängten ihn, uns etwas abzugeben. Doch Omar wollte nichts hergeben. So beschlossen wir, mit ihm Geschäfte zu machen. Wir gaben ihm Lokum, und er gab uns dafür ein halbes Ei. Mit der Zeit wollte er sein Geschäft ausbauen, und Safe sollte zwei Eier bringen.

So konnten wir dank Omar Eier essen, mussten dafür aber auf unser Lokum verzichten, weil er ein gewiefter Geschäftsmann war.

Einmal, an einem schönen und sonnigen Frühlingstag, wollten wir Vogelnester suchen. Die Stare und Amseln legten ihre Eier oft unter den Steppenrutenpflanzen. Wir liefen zwischen den dicht stehenden Pflanzen herum und verfolgten Vögel, die unruhig um uns herum flogen. Da sahen wir auf der Weide Männer mit dicken Schnurrbärten daherreiten; Windhunde folgten ihnen. Die Männer trugen Gewehre. Als sie uns riefen, erschrakten wir, aber sie waren

schon so nahe gekommen, dass wir sowieso nicht hätten davonrennen können. Außerdem waren unsere Häuser in Sichtweite, so dachten wir, diese Männer könnten uns kaum etwas antun. Ihre mageren Hunde bellten uns an, doch vor Windhunden hatten wir nie Angst gehabt. Sie waren zu Kindern immer sehr lieb, dafür zu Hasen nicht. Die Männer sprachen uns auf Türkisch an, was wir einigermaßen verstanden, da wir schon in die dritte Klasse gingen.

Sie suchten nach Fuchsbauten, die nicht leicht zu finden sind. Wir zeigten ihnen große Fuchslöcher in der Nähe unserer Häuser. Diese Füchse stahlen immer wieder Hühner im Dorf. Keiner der Dorfbewohner jedoch wollte sie töten. Stattdessen hatte man die Hühnerställe besser abgedichtet. Der Fuchs schaffte es aber trotzdem immer wieder hineinzuschlüpfen.

Die Männer versprachen, uns das nächste Mal ein Geschenk mitzubringen, wenn sie einen Fuchs erwischten. Auf Kurdisch handelten wir Kinder untereinander aus, dass wir von ihnen einen Ball aus der Stadt verlangen würden. Wir bemerkten, dass die Männer eine ganz neue Schaufel, eine Spitzhacke und einen kleinen Hammer dabei hatten. Sie ließen die Windhunde an jedem Loch einzeln schnuppern. Bei drei Löchern bellten die Windhunde und fingen an zu scharren. Wir warteten gespannt. Die Jäger hießen uns,

nach Hause zu gehen, weil die Füchse uns verletzen könnten. Wir traten aber nur etwas beiseite und setzten uns auf den Boden, obwohl sie ihre Aufforderung wiederholten. Die Männer machten neben jedem Loch ein Feuer mit dem vielen Plastik, das sie mitgebracht hatten. Sie hielten ihre Gewehre bereit und rauchten. Da sich keine Füchse zeigten, verbarrikadierten sie zwei Löcher mit Holzstücken, banden die Windhunde an den Pferden fest und begannen das dritte Loch auszugraben. Plötzlich hörten wir Fuchschreie, und einer der Männer schlug mit dem Hammer einem Fuchs auf den Kopf, worauf dieser leblos zusammensackte. Einem zweiten Fuchs erging es nicht besser. Die Jäger lachten laut. Wir dachten, die Gefahr für uns sei vorüber, und liefen zu den Männern. Sie sagten nichts mehr, obwohl wir uns dicht um die toten Füchse drängten. Wir zitterten. Die Männer rauchten mit funkelnden Augen. Plötzlich bemerkten wir, dass noch ein Fuchs ganz leise aus einem Loch in der Nähe schlüpfte und an uns vorbeirannte. Wir zuckten zusammen, einer der Männer ergriff sein Gewehr, der andere band die Windhunde los. Der Mann schoß nicht, aber die Windhunde setzten dem Fuchs nach. Ich hoffte, er würde entwischen, obwohl ich wusste, dass dieser Fuchs dann noch viele Hühner in unserem Dorf stehlen würde...

Als die Männer begannen, die erschlagenen Füchse zu enthäuten, kamen die Windhunde zurück, völlig erschöpft, aber ohne Fuchs. Die Männer enthäuteten ihre Beute in kurzer Zeit und ohne das Fell zu beschädigen. Sie verstauten die Felle in ihren Säcken, bestiegen ihre Pferde und ritten davon. Wir bekamen plötzlich Angst vor den enthäuteten Fuchskadavern und liefen weg. Atemlos erreichten wir das Dorf und erzählten alles den Erwachsenen. Sie machten uns Vorwürfe, weil wir sie nicht benachrichtigt hatten. Sie hätten diesen Männern ins Gesicht gespuckt. In der Paarungszeit dürfe man nicht jagen.

Nur mein Vater hat mich nicht gescholten, ihn beschäftigte anderes. Er war böse auf Mutter, weil er ihretwegen einen alten Schafbock nicht wunschgemäß hatte verkaufen können. Ein Metzger aus einem türkischen Dorf war gekommen, den Bock zu kaufen. Er wollte sechzehn Lira zahlen, mein Vater verlangte achtzehn. Sie handelten, weder mein Vater noch der Metzger wollten nachgeben. Da mischte sich meine Mutter ein und sagte laut und deutlich, dass der Schafbock vierzehn Lira kosten solle. Darauf passte der Metzger sein Angebot sofort um zwei Lira nach unten an, bei den Kurden habe sowieso die Frau das letzte Wort, darum könne er nicht mehr als vierzehn geben. Als der Metz-

ger schließlich mit seinem fünfzehn Lira teuren Schafbock abzog, konnte mein Vater seinen Unmut nicht mehr verbergen. Da half auch der Hinweis der Mutter, sie habe gemeint, vierzehn sei mehr als achtzehn, wenig. Sie solle sich nicht einmischen, wo sie doch kein Türkisch spreche, schimpfte Vater. Großmutter sagte, fünfzehn Lira seien ja auch nicht wenig Geld...



An einem dieser Frühlingsabende erzählte mir Großmutter das Ende der Heiratsgeschichte meines Vaters. Sie fragte mich, wo wir das letzte Mal stehen geblieben seien. Ich sagte ihr, dass wir an der Stelle gewesen waren, wo sich Tante Fate abschätzig über meine Mutter geäußert hatte. Sofort fand Großmutter den Faden wieder:

»Wir teilten den Onkeln deines Vaters aufs Neue mit, dass wir um ein Mädchen werben würden. Sie kamen am nächsten Tag und wir schickten eine Botschafterin, um herauszufinden, was Safes Familie über unsere Familie dachte. Die Kundschafterin war Zevkê Zeve gewesen und sie brachte die Nachricht, dass die Brüder deiner Mutter uns wohlgesinnt seien. Sie habe erfahren, dass sich bereits zwei Männer um deine Mutter beworben hätten, beide seien

aber nicht einmal in der Lage gewesen, vier Ziegen auf die Weide zu treiben.

Ein Problem sei aber die Mutter des Mädchens, Zaxê Bulduk. Zaxe war eine Schwester von Haci Bulduk, von dessen Tochter wir die Brautgabe zurückgeholt und sie somit beleidigt hatten. Sie und ihre Geschwister seien uns böse, weil wir dieses Mädchen geschädigt hätten. Zaxe Bulduk wolle ihre Safe nicht dem Mann geben, der ihre Nichte zurückgewiesen hatte. Ich teilte dies meinem Bruder mit, dem die Heirat seines Neffen ein großer Kummer geworden war; er sagte mir, dass Osso überhaupt nicht wie seine eigenen Söhne sei. Diese seien beide verheiratet und hielten noch dazu die Augen offen nach anderen jungen Frauen. Der Neffe möge doch mit seinen Söhnen engeren Kontakt halten, vor allem mit Haciosman. Ich klagte ihm, das Verhalten meines Sohnes bedrücke auch mich, ja die Sorgen deswegen hätten mich das ganze Leben verfolgt. Er tröstete mich und sagte, dass er am Abend nach dem Gebet in der Moschee Zaxe aufsuchen werde. Sie sei eine verständnisvolle Frau, er könne sie sicher umstimmen, er habe ihren verstorbenen Mann gut gekannt; tapfer und ein hervorragender Sänger sei dieser gewesen.

Gegen Mitternacht kam mein Bruder zurück und überbrachte uns die freudige Botschaft, alles sei in Ordnung.

Zaxe wolle gerne, dass wir den Versprechenscaffee trinken kämen. Sie habe mit ihrem Bruder Haci gesprochen, dieser sei auch der Meinung, dass diese Heirat zustande kommen solle. Um seine Tochter brauche man sich keine Sorgen zu machen, sie sei wieder verlobt. Dass die andere Heirat nicht zustande gekommen war, sei Gottes Wille gewesen, dem sich niemand widersetzen könne. Auch Zaxes anderer Bruder, Usive Reş, trage uns nichts mehr nach.

Ich holte wieder Süßigkeiten und die Männer gingen am nächsten Abend, gleich nach dem Gebet in der Moschee, den Versprechenscaffee trinken. Auch diese Nachricht erfüllte am folgenden Tag wieder das ganze Dorf. Dann gingen an einem Abend die Onkel deines Vaters, um das Brautgeld auszuhandeln. Sie sollten höchstens vierzig Schafe, zwei Kühe und im schlimmsten Fall ein Kamel versprechen. Die Männer kamen spätabends ganz erschöpft und aufgeregt zurück. Kose, der ältere Bruder deiner Mutter, der das letzte Wort in der Familie hatte, weil sein Vater nicht mehr lebte, habe nicht weniger als achtzig Schafe, zwei Kühe und vier Kamele gefordert. Das ärgerte unsere Männer und sie versuchten mit Kose darüber zu verhandeln, aber er sei hart geblieben, worauf unsere Männer aufstanden und sich verabschiedeten. Mein Bruder meinte, Kose sei so faul, dass er das Hab und Gut, welches er von

seinem Vater geerbt hatte, aufgebraucht habe und jetzt von der Schwester profitieren wolle, damit er wieder ein Jahr nicht arbeiten müsse. Als dein Vater dies alles erfuhr, schwor er über sieben heiligen Büchern, dass er die Schwester von Kose, diesem Schurken, nicht heiraten werde. Die Nachricht, dass unsere Männer keine Vereinbarung über das Brautgeld hatten treffen können, machte schon bei Sonnenaufgang die Runde im Dorf. Erneut war eine Heirat deines Vaters gescheitert und wir mussten eine andere Braut finden. Manche der bösen Frauen im Dorf, die immer meinten, ich als Witwe brächte ihre Männer gegen sie auf, und die mich nicht leiden konnten, weil ich tapfer ohne Mann für die Familie sorgte, schwafelten, wir seien unfähig und müssten für unseren Sohn wohl noch eine aus den türkischen Dörfern holen. Es war damals eine Schande, außerhalb des eigenen Dorfes eine Frau zu suchen, besonders in einem türkischen Dorf.

Dann ging alles ganz schnell.

Der Onkel deines Vaters, Beko, war zum Mittagsgebet in der Moschee und traf dort Hasi Bale, einen Freund aus der Kriegszeit. Beide Männer hatten lange Zeit auf der Seite des Osmanischen Reichs gegen die Griechen gekämpft. Sie hatten in dieser Zeit viele Geheimnisse miteinander geteilt und mochten einander sehr. Die beiden waren auch

gemeinsam aus der Armee desertiert. Beko erzählte nach dem Gebet Hasi Bale, dass die Verheiratung seines Neffen Osso für ihn ein großer Kummer sei. Seine beiden Söhne seien den Schwestern dieses Neffen versprochen. Doch da es bei deren älterem Bruder so lange dauere, könnten die Schwestern nicht heiraten. Einer seiner Söhne habe seine Verlobte einfach ins Haus gebracht; der andere Sohn, Eli, warte noch, aber er habe Angst, dass Eli bald etwas Ähnliches versuche. Darauf hatte Hasi Bale erwidert, er möge unsere Familie sehr, er habe früher schon daran gedacht, Osso seine Tochter Zaxe zur Frau zu geben, sie sei aber damals noch zu jung gewesen. Er würde seine Tochter unserer Familie jetzt versprechen, wenn wir um sie werben kämen. Wir fragten weder deinen Vater Osso noch seine Schwester Rahme noch ihren Mann Usiv. Beko holte meinen Bruder und die beiden Männer gingen am Abend zu Hasi Bale. Am nächsten Morgen wurde das Dorf vom neusten Heiratsgerücht aufgescheucht. Bis zum Abend sagte dein Vater nichts dazu. Dann plötzlich rückte er damit heraus, dass er nicht Zaxe von Hasi Bale, sondern Safe von Zaxe Bulduk heiraten werde. Wir hätten vor Überraschung fast unsere Zungen verschluckt. Er erzählte dann seiner Schwester, wie das gekommen war.

Als im Dorf verbreitet wurde, dass ihm Hasi Bales

Tochter Zaxe versprochen sei, sei Miço, der zweitälteste Bruder von Safe, zu ihm gekommen und habe ihm gesagt, dass eigentlich er die Zaxe heiraten möchte und auch die Zaxe ihn liebe.

Osso solle verzichten, er werde schon dafür sorgen, dass sein Bruder Kose wegen des Brautgelds für Safe mit sich reden lasse.

Das war im Dorf eine ganz neue Sache, dass ein Bruder für seine Schwester einen Bewerber sucht.

Danach nahm dein Vater Stricknadeln und ging damit zu Kose, der vor einer Mauer mit Kollegen beim Kartenspiel saß. Dein Vater rief Kose und sagte ihm unter vier Augen, er solle ihm gut zuhören; er würde sogar achtzig Schafe, sechs Kamele und sechs Kühe geben, wenn seine Schwester Safe mit diesen Nadeln ein Paar Socken stricken könne. Falls sie das nicht zustande bringe, müsse er sich mit vierzig Schafen begnügen. Kose griff nach den Stricknadeln und ging, fest auf die Schwester vertrauend, nach Hause. Sein Bruder Miço begleitete ihn. Als die beiden nach kurzer Zeit zurückkehrten, hatte Kose ganz rote Ohren und er stotterte nur noch. Er habe nicht gewusst, dass seine Schwester gar nicht stricken könne. Dann sagte Miço zu ihm, nun müsse er sich mit den vierzig Schafen begnügen und die Sache sei erledigt.

Die Heirat musste noch etwas warten, weil Miço älter war als deine Mutter und selber noch ledig. Doch nach seiner Hochzeit mit Zaxe konnte dein Vater schließlich heiraten, was für uns eine große Freude war. Wir waren auch sehr glücklich, als deine Mutter nach einem Jahr ein Kind gebar, noch dazu einen Sohn ...«



Meine Großmutter starb, als ich im letzten Schuljahr war. Als ich eines Tages von der Schule kam, waren viele Menschen und Fahrzeuge vor unserem Haus. Ich dachte mir gleich, dass etwas passiert sein musste, weil noch nie so viele Fahrzeuge in unserem Dorf gewesen waren. Als ich mich dem Haus näherte, sah ich Tante Rahme, die ein Tuch in der Hand hielt und weinte. Viele Leute umringten einen Traktor mit Anhänger. Darauf lag der Leichnam meiner Großmutter. Ohne mit jemandem zu sprechen, ging ich in das Zimmer, in dem Großmutter die letzten Jahre im Krankenbett gelegen hatte. Nun waren weder die Großmutter noch ihr Bett zu sehen, das seit vier Jahren immer dort gewesen war. Ein paar Kondolenzgäste, grauhaarige Männer, saßen auf den gewobenen Kissen, tranken Tee und rauchten. Ich sah meinen Vater im zweiten Zimmer des Hauses.

Er weinte ununterbrochen und wischte seine Tränen mit einem Taschentuch aus Stoff ab. Das war das erste Mal, dass ich meinen Vater weinen sah. Meine Mutter fand ich mit nassen Augen in der Küche, beschäftigt mit dem Kochen der Speisen für die zahlreichen Gäste. Meine Cousinen, die mit mir aus der Schule gekommen waren, fingen auch an zu schluchzen. Draußen waren Schafe geschlachtet worden, und viele Frauen, darunter solche, die ich nicht einmal kannte, bereiteten das Mittagessen für die Gäste zu; einige schälten Kartoffeln, einige wuschen Reis, einige schnitten Fleisch. Junge Männer boten pausenlos Zigaretten an und servierten Tee auf Tablett. Ich setzte mich vor dem Haus auf einen Strohsack und beobachtete die Leute, die emsig herumliefen; man gab sich alle Mühe, für die Gäste das Beste zu tun. Sie halfen aus Liebe, weil sie mit meiner Familie die Trauer teilen wollten.

Mit der Großmutter war man bereits unterwegs durch den Schnee zum Friedhof in Kolitan. Ihr warmes Bett, in das ich mich jeden Abend kuschelte, und ihre tröstenden Worte voller Liebe, wann immer etwas schief gegangen war, hatte ich nun verloren. Und die Geschichte von den Verlobungen meines Vaters war die letzte, die sie mir erzählt hatte. Ich dachte in diesem Moment überhaupt nicht an die Süßigkeiten, die sie mir fast jeden Abend zugesteckt hatte.

Ich hörte das Schluchzen von Haciosman, dem Neffen der Großmutter, der meinem Vater Vorwürfe machte und schwor, zeitlebens nicht mehr mit ihm zu sprechen, weil er ihn nicht benachrichtigt hatte, dass seine Tante im Sterben liege. Er hätte sich so gewünscht, sie noch ein letztes Mal zu sehen.

Eine Woche lang kamen immer wieder neue Gäste. Mein Vater kümmerte sich selbst um die Besucher, die von weit her zur Kondolenz gekommen waren. Jeden Tag wurden Schafe geschlachtet und Speisen für viele Menschen zubereitet. Manche Mahlzeiten kochten auch die Nachbarinnen, um meiner Familie einen Teil der Last abzunehmen. Sogar mein Lehrer kam nach einer Woche, um sein Beileid zu entbieten, was die Dorfbewohner erstaunte. Er erzählte den Männern auf Türkisch, er sei ebenfalls Kurde, und auch in seinem Dorf ganz im Osten, an der Grenze zu Armenien, habe man solch schöne Traditionen, dies erleichtere den Abschied, obwohl es die Trauerfamilie viel koste. Bevor der Lehrer ging, sagte er leise zu mir, dass ich wieder zur Schule kommen solle, es sei mein letztes Semester und ich dürfe den Anschluss nicht verlieren. Nach der Trauerwoche ging ich denn auch wieder zum Unterricht, der Heimweg war aber nicht mehr so freudevoll wie zuvor. Die Großmutter in ihrem Krankenbett war der Stützfeiler

meines Lebens gewesen, und nun war sie nicht mehr da. Ich aß ohne Appetit und hatte keine Lust mehr, spielen zu gehen, obwohl mein Vater den versprochenen Ball gekauft hatte. Ich mochte mir nicht einmal mehr von Tante Fate Geschichten erzählen lassen. Oft setzte ich mich im Stall auf einen Strohsack und beobachtete stundenlang die Schafe, bis meine Mutter mich holen kam. Später schmolz der Schnee und das Leben spielte sich wieder außerhalb von Haus und Stall ab und wir Kinder spielten wieder draußen, auf den grünen Wiesen.



Schnell, freudig oder traurig, waren fünf Schuljahre vorbeigegangen. Im Sommer ging ich mit drei Schulkameraden nach Tuzla, um unsere Diplome abzuholen. Die Ferien hatten schon begonnen, aber der Lehrer war noch in seinem Büro, er wollte erst, nachdem alle Diplome verteilt waren, in seine Heimat fahren. Wir gaben ihm den mitgebrachten Schafjoghurt, küssten ihm die Hände und dann überreichte er jedem von uns sein Diplom. Er hieß uns, kurz zu warten, und ging mit den Joghurteimern weg. Als er mit den Eimern wieder kam, waren sie mit Früchten gefüllt. Wir ver-

abschiedeten uns und er trug uns Grüße an die Eltern auf, nachdem er uns noch geraten hatte, uns unbedingt für die Sekundarschule anzumelden. Mit den Eimern voll von Früchten traten wir den Heimweg an. Doch schon nach vielleicht fünfzig Metern machten wir eine Pause, aßen einige Früchte und liefen dann weiter. Schließlich erreichten wir die Hütte, wo die Ladungen der Salztransporteure kontrolliert wurden. Die Tür stand offen, doch niemand war drin. Mein Cousin Ismail sagte, er wolle hineingehen und schauen, was die Kontrolleure für Geräte hätten. Er stellte seinen Eimer hin, betrat die Hütte und kam kurz darauf mit einigen Zetteln und einem Stempel in der Hand wieder heraus; die Zettel waren für die Bescheinigungen und der Stempel sollte bestätigen, dass ein Lastwagen kontrolliert worden war. Ismail steckte alles unter sein Hemd und wir liefen mit schnellen Schritten in Richtung unseres Dorfes. In einiger Entfernung von der Hütte legten wir wieder eine Pause ein und aßen Früchte. Ismail stempelte für jeden von uns einen Zettel; er stempelte auch noch unsere Stirnen, die Wangen und die Handflächen. Dann gab er einem von uns den Stempel und dieser machte das Gleiche auch bei ihm. So gestempelt liefen wir weiter. Auf dem Hügel Çatal zwischen unserem Dorf und Tuzla, von dem aus sowohl das Dorf als auch Tuzla zu sehen sind, pausierten wir wieder,

um Früchte zu essen. Dann schworen wir, nicht weiter davon zu naschen, denn sonst würde für die zu Hause nichts übrig bleiben. Sommerliche Hitze herrschte, aber auf dem Hügel wehte ein sehr angenehmer Wind und wir legten uns hin. Plötzlich sahen wir von Tuzla her einen Jungen auf einem Fahrrad schreiend zu uns herauffahren. Wir erkannten ihn, es war Yaşar, der Sohn des Albaners Besim. Yaşar war ein Mitschüler gewesen, auch er hatte an diesem Tag sein Diplom erhalten, aber keiner von uns mochte ihn. Yaşar erreichte uns in kurzer Zeit und forderte uns auf, unverzüglich den Stempel herauszurücken, sonst würden die Kontrolleure, darunter sein Vater, die Gendarmen des Landkreises holen. Wir nahmen ihn zwischen uns und schlugen mit Steinen auf ihn ein. Yaşar weinte und wollte auf seinem Fahrrad vor uns fliehen. Doch Ismail stieß ihn beiseite und sagte zu uns, dass er selber mit dem Fahrrad abhauen wolle. Yaşar rannte schreiend über Steine und Steppenrutenpflanzen davon. Ismail konnte aber gar nicht Rad fahren, weil es in unserem Dorf keine Fahrräder gab. So ließen wir das Rad dort und flüchteten zu Fuß. Den Stempel, bei dem wir unterdessen den Gummiteil abgerissen hatten, und ein paar zerrissene Zettel ließen wir ebenfalls zurück. Wir rannten atemlos und waren kaum in unserem Dorf angelangt, als wir schon einen Lastwagen heranzufahren hörten, der schließlich

vor uns anhielt. Eine Gruppe von türkischen Kontrolleuren stieg aus dem Wagen und wir konnten nicht mehr flüchten, obwohl wir es versuchten. Die Männer erwischten uns. Jeder packte einen von uns am Arm und fragte nach dem Stempel und den Zetteln. Wir behaupteten, von nichts zu wissen, aber die Stempelabdrücke, die wir auf unseren Gesichtern trugen, ließen jedes Lügen zwecklos werden. Die Männer brachten uns zum Wagen und drohten, sie würden uns zum Polizeiposten des Landkreises bringen, falls wir ihnen den Stempel und die Zettel nicht aushändigten. Einer von ihnen durchsuchte unsere Taschen, fand aber bei jedem nur einen gestempelten Zettel. Plötzlich hörten wir das Jammergeschrei eines Mannes und sahen Ismail wie einen Windhund davonrennen. Der Mann verfolgte ihn schreiend, musste aber aufgeben, weil Ismail sich sehr schnell davonmachte. Im Camion sagten wir drei anderen den Männern, wo der Stempel war, und wir fuhren zusammen dorthin. Wir sammelten für sie die verstreuten Zettelstücke ein. Yaşar war mit seinem Vater gekommen, das Fahrrad abzuholen, und er nutzte dessen Anwesenheit, um uns mit Fußstritten zu traktieren. Als die Männer sahen, dass wir alles kaputtgemacht hatten, nahmen sie ihre Ledergürtel und die Schläge prasselten wie Regentropfen auf unsere Rücken. Es schmerzte sehr und wir flehten sie an, aufzuhö-

ren. Dann hielt mich einer fest und ein anderer holte eine Rasierklinge aus seiner Tasche und schor mir vom Hinterkopf bis zur Stirn einen Streifen ins Haar. Meine beiden Kameraden wurden gleich behandelt, dann ließen sie uns laufen. Als wir weinend im Dorf ankamen, wurden wir von Ismail empfangen. Er lachte stolz, weil er so kräftig in die Hand des Kontrolleurs gebissen hatte, dass Blut herausquoll, und sagte, dass er die Fruchteimer zu unseren Familien gebracht habe. In Kürze versammelten sich die Kinder um uns und spotteten über die kahle Spur auf unseren Köpfen. Ich hatte gehofft, dass uns wenigstens dies erspart bliebe, aber vergeblich. Allen voran verhöhnte uns Ali, der es uns jetzt heimzahlte, dass wir ihn immer wieder zum Gespött machten, weil er in seinem Alter von sieben Jahren noch Muttermilch trank. Seine Mutter hatte nach Ali noch zwei Mädchen geboren, die sie aber nicht stillte, um weiterhin ihn stillen zu können. Auf Mutters Rücken ritt Ali jeweils durch die Gegend, lehnte sich über ihre Schulter nach vorne, hin zur Brust, saugte Milch ab und spritzte uns, die wir das Schauspiel unter höhnischem Gelächter mitverfolgten, damit voll.

Ich versuchte die kahle Stelle auf dem Kopf mit den Händen zu bedecken und lief nach Hause. Dort flehte ich meine Mutter so lange an, bis sie ihre Arbeit unterbrach

und meinen Kopf ganz schor. Ich ging wieder hinaus zu den Kollegen und wir erzählten den anderen Kindern vom Diplom, das wir erhalten hatten.



Die ereignisreichen und lebendigen Abende in und vor den Häusern verschwanden mit einem Schlag. Weder ließen wir uns fortan noch Geschichten erzählen, noch spielten wir Verstecken, und sogar die Gaslampen mit ihren silbernen Kanten waren verschwunden. Wie hatte es dazu kommen können?

In unserem Dorf waren schon vor einiger Zeit Masten aus Beton für eine Stromleitung aufgestellt worden, die Leitung allerdings war noch nicht gezogen. Die Dorfbewohner verkauften ihre Tiere, sammelten Geld und gaben dieses dem Landrat, auf dass er sich für eine Stromleitung ins Dorf verwenden würde. Drei lange Jahre kämpften sie für diese Leitung. Einmal hieß es, jeder Haushalt gibt zehn Schafe, dafür bekommt ihr Strom. Das andere Mal hieß es, der Strom kommt, wenn das ganze Dorf dem jetzigen Bürgermeister in Halikanli die Stimme gibt. Schließlich kam der Bescheid, unser Dorf sei ein kurdisches Dorf, darum bekämen wir überhaupt keinen Strom, denn die Nachbardör-

fer seien dagegen. So ging es hin und her, bis der neue Landrat einen Entscheid fällte und von jedem Haushalt zehn Schafe verlangte, die die Leitungskosten decken sollten. Dann gab er uns die Zusicherung, dass das Dorf binnen Monatsfrist am Stromnetz angeschlossen sei.

Kaum war dies bekannt geworden, kamen Elektriker, die in den alten Häusern Leitungen ziehen wollten; sie erhielten ihre Aufträge unverzüglich, weil die Dorfbewohner schon lange von einer elektrischen Stallbeleuchtung geträumt hatten. Es kamen auch Geschäftsleute, die versuchten, jedem Haushalt einen Fernseher, einen Kühlschrank oder etwas anderes Elektrisches zu verkaufen. Als die Händler begriffen, dass es wohl ein großes Interesse an Fernsehern und Kühlschränken gab, aber kein Geld dafür, fuhren sie wieder weg, nur um erneut zu kommen, diesmal zusammen mit einem Metzger und einem Tierhändler.

Sie versammelten die Männer im Haus des Dorfvorstehers und handelten Fernseher gegen Schafe. Als mein Vater heimkam, erzählte er uns, dass dieser Metzger für die Tiere nicht einmal die Hälfte des üblichen Preises zahle, dieser Nichtbeschnittene. Er werde sich mit einem anderen Händler im Landkreis in Verbindung setzen. Mit diesem Nichtbeschnittenen wolle er keine Geschäfte machen. Unsere Nachbarn tauschten trotz dem Widerstand der Frauen,

die die Schafe wie ihre Augäpfel zu hüten trachteten, ihre Tiere gegen Fernseher ein und jeden Tag kamen Fernsehgeräte auf Traktoranhängern ins Dorf. Wir Kinder rannten zu jedem Haus, in das eines geliefert wurde, und schauten mit großen Augen diese Apparate an, die uns noch nichts bedeuteten. Bald wurden uns Markennamen wie Grundig, Telefunken, Nordmende und so weiter geläufig. Als viele Nachbarn ihre Fernseher schon hatten und wir noch immer keinen, bestürmten wir den Vater, jetzt auch endlich ein Gerät zu kaufen, koste es, wie viele Schafe es wolle. Vater regte sich auf über unser Drängen, weil es ja noch nicht einmal Strom gab. Er werde schon rechtzeitig einen Fernseher besorgen, meinte er. Tatsächlich fuhr dann eines Abends ein Kleinlastwagen vor unserem Haus vor, und Vater lud mit dem Fahrer zusammen eine Kartonschachtel ab, die sie ins Haus trugen. Wir sahen den großen Schriftzug auf der Schachtel. »Telefunken« stand da. Alle Kinder schrien wie aus einem Mund: »Ein Telefunken, der beste Fernseher.« Ich weiß nicht mehr, wer uns gesagt hat, dass dies die beste Marke sei, wir glaubten es jedenfalls.

Das Gerät wurde aufgestellt und ich wischte jeden Tag den Staub vom Gehäuse und deckte es wieder mit einem Tuch zu. Auf jedem Lehmhaus war eine Antenne aus Aluminium zu sehen. Als manche Kinder Steine gegen die An-

tennen warfen und wetteiferten, wer sie am besten treffen könne, ärgerten wir uns, weil die Antennen auf diese Weise kaputtgingen und wir nicht würden fernsehen können, sobald der Strom einmal da wäre.

Die Leitungen waren gegen Ende des Sommers endlich durchgezogen und der Strom wurde angeschaltet. Es verursachte eine große Aufregung im Dorf, weil bei manchen die Lampen nicht funktionierten, bei manchen die Fernsehgeräte nicht liefen und manche sich Stromschläge holten. Man rief die Elektriker von weit her, und sie brauchten eine ganze Woche, um alles in Ordnung zu bringen. Tagsüber sendete die einzige empfangbare Station, der türkische Sender TRT, nicht, aber am Abend schauten wir von Beginn bis Sendeschluss, bis unsere Augen ganz klein wurden und die jüngeren Geschwister vor dem Apparat einschliefen. Auch die Frauen und Männer setzten sich jeden Abend vor diese Fernseher und lachten über Filme, die sie nicht ganz verstanden, weil es amerikanische Filme in türkischer Übersetzung waren. Mein Vater behauptete den Männern gegenüber, die sich beschwerten, weil ihre Frauen und erwachsenen Kinder sich überhaupt nicht mehr um die Tiere kümmerten, dass meine Mutter wegen dem Fernsehen ihre Schafe niemals vernachlässigen würde. Die Nachbarn beklagten heftig, ihre Frauen würden den ganzen Abend vor

diesem Apparat sitzen, obwohl sie nichts verstünden, und sie würden auch ihre Familien vernachlässigen.

Nach ein paar Wochen wurde im Dorf die Serie Dallas entdeckt, die dann jahrelang ausgestrahlt wurde. Mehrmals wöchentlich kamen Folgen dieser Serie und man saß bis zum Abspann vor dem Fernseher, ohne einen Ton von sich zu geben. Meine Mutter wurde wie alle anderen im Dorf, Frauen wie Männer, Kinder wie Alte, süchtig nach dieser Serie. Sie fragte uns ständig, wann die nächste Folge komme, versorgte rechtzeitig ihre Schafe und setzte sich dann vor den Fernseher. Sie schaute mit großer Aufmerksamkeit zu und wollte, dass wir die Dialoge ins Kurdische übersetzen, kaum dass sie gesprochen waren. Das tat aber niemand, jeder hatte Angst, etwas zu verpassen. Erst nach Filmende übersetzten wir für sie, aber das war natürlich nicht mehr so spannend. Und mein Bruder Omar zensurierte manchmal seine Übersetzungen, etwa wenn eine der Frauen im Film neben ihrem Mann, der oft mit seinen Sekretärinnen verkehrte, noch einen anderen hatte.

Unmittelbar nach jeder Folge kam meine Tante Fate vorbei und wollte meiner Mutter auch noch davon erzählen, weil sie meinte, dass sie besser Türkisch verstehe. Wenn wir dann hörten, was die Tante eifrig erzählte, kamen wir manchmal aus dem Staunen nicht mehr heraus; obwohl wir

viel besser Türkisch konnten, hatten wir das, wovon die Tante sprach, bestimmt nicht gehört.

Neben Dallas lernten wir noch viele andere Fernsehserien kennen, über die Mutter zwar schimpfte, die sie aber trotzdem anschaute.

Ja, dies ist der unvollständige Bericht aus einer Kindheit, die mit viel Sonne, die ihre Schönheit im Jahr mehr als neun Monate lang zeigte, verbracht wurde ...

Glossar

burunti	ein fein geriebener Schnupftabak, der vor allem von Frauen konsumiert wurde
çeqilmast	Joghurtwasser
ez kurban	ich bin dein Opfer; ich opfere mich für dich
Ezan-Ruf	Gebetsruf
gile	eine dunkelgrüne Erde, mit der die Leute sich wuschen, als es in den Dörfern noch keine Seife zu kaufen gab
helal Milch trinken	eine Redewendung, die sinngemäß bedeutet: aufrichtig sein; helal ist ein Wort aus dem Koran (rechtmäßig)
kozi	zusammengerolltes Fladenbrot
Lokum	geleeartige Süßigkeit
Mevlütessen	ein Gedenkmahl zur Geburt von Mohammed

ser	Bezeichnung für aufeinander geschichtetes Bettzeug (Matratzen, Decken und Kissen); auf diese Weise wird es, aufgrund der engen Raumverhältnisse, tagsüber aufbewahrt
şerbet	Sirup
şinik	eine Maßeinheit
sucuk	Knoblauchwurst
Tendurblech	Brotblech, passend zu einer in die Erde gelassenen Backvorrichtung
tevn	Webstuhl
yenice	eine beliebte Zigarettenmarke

Belletristik im Rotpunktverlag

Yusuf Yeşilöz

REISE IN DIE ABENDDÄMMERUNG

Erzählung. 160 Seiten, Broschur.

ISBN 3-85869-142-9

2. Aufl., Zürich 2001

Eine kurdische Dorfgeschichte und gleichzeitig
ein eindrückliches politisches Dokument: Eine Geschichte
über Militär- und Polizeirepression, Gewaltherrschaft
und die Solidarität der Unterdrückten untereinander.

07-BOC-123

